

Moritz von Brabeck und die theologische Seite der Aufklärung — eine Skizze

Von Walter Achilles

In der landesgeschichtlichen Literatur hat der Name Moritz¹ von Brabecks (1742—1814) einen festen Platz, seine Person jedoch keine feste Stellung. Adolf Kardinal Bertram meint in seiner Geschichte des Bistums Hildesheim: „In unangenehmer Weise war bei den schwierigen Verhandlungen über die Besteuerung der Exempten und die Beschwerden des Bauernstandes der Freiherr Friedrich Moritz von Brabeck zu Söder hervorgetreten ...“ und fährt nach einigen biographischen Bemerkungen fort: „Während der Unruhen im Hochstifte hatten ihn Vorwürfe gegen den Fürstbischof und die Geistlichkeit, Unzufriedenheit mit der Behandlung der Landesbeschwerden, dann der Versuch eine Sezession innerhalb des Standes der Ritterschaft zu organisieren, in Gegensatz zu den leitenden Grundsätzen der Regierung und des Fürsten gebracht. Seine Anschauungen über die Gebrechen des Staatshaushaltes und über die Lasten des Landvolkes legte er nieder in der Schrift ‚Einige Bemerkungen dem gesammten Corps der hildesheimischen Ritterschaft in ihrer Versammlung am 20. April 1799 ... vorgelegt‘. Diese Schrift enthielt heftige Ausfälle gegen den Fürsten und den geistlichen Stand; ... Aus dem Inhalt dieser Schrift nahm die Regierung Anlaß, die Untersuchung wegen Majestätsverbrechens gegen Brabeck einzuleiten. Der Prozeß, der zahlreiche Federn beschäftigte, endigte zu Brabecks Gunsten.“²

Diese Ausführungen Bertrams erfordern einige Anmerkungen. Über die Besteuerung der Exempten wurde am 26. Mai 1793 ein Vergleich abgeschlossen. In welcher Art und in welchem Umfange Brabeck daran beteiligt war, bleibt völlig unerörtert und dementsprechend unbelegt. Das sei ergänzt, zum sogenannten „Bauernprozeß“, also zu den „Unruhen im Hochstift“, läßt sich keine direkte Verbindungslinie zwischen Brabeck und den aufbegehrenden Bauern ziehen³. Ende 1789 war es vielmehr der Senior und Präses des Johannisstiftes Franz Leopold Goffaux, der mit seinem Prememoria die Bauern in Unruhe versetzte und anschließend ihre Prozeßpartei anführte. Nachdem die Bewe-



Moritz von Brabeck, Ausschnitt aus einem Schabkunstblatt von Huck nach einem Gemälde von Graff.

gung in den Jahren 1792 bis 1794 ihren Höhepunkt erlebt hatte, flaute sie wieder ab, da der Prozeß vor dem heimischen Gericht durch Klageabweisung abgeblockt und auch die Appellation vor dem Reichskammergericht durch Entscheid vom 11. Februar 1795 verworfen wurde. Mit den Bauernunruhen kann Brabecks Schrift,

1 Gutsarchiv Schloß Söder: Söder, IX 1 a—c. In den Anmerkungen zu den ersten Benutzern seiner Galerie im Jahre 1779 zeichnet Brabeck einmal voll mit Vor- und Zunamen „Mauritz Brabeck“. Da er später in seiner Schrift von 1799 die einfachere Form Moritz verwenden läßt, wird sie hier beibehalten.

2 3. Bd., Hildesheim 1925, S. 193 f.

3 Seine mittelbare Beteiligung soll damit keinesfalls geleugnet werden, ergeben sich doch laut Benutzerbuch (siehe Anm. 1) sehr enge Beziehungen zwischen Brabeck und der Familie Goffaux. Nach Herbert Obenaus: Versuche einer Reform der hildesheimischen Ritterschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert — Über eine Schrift des Freiherrn Moritz von Brabeck (gemeint ist die von 1799, W. A.), in: Nds. Jb. f. Landesgesch. 37/1965, S. 75—121, hier S. 82, hat Brabeck mit seinem Promemoria vom April 1793 nicht öffentlich und direkt in die Verhandlungen eingegriffen.

die erst 1799 erschien, schon aus zeitlichen Gründen ursächlich nichts zu tun haben. Im Schwerpunkt setzt sie sich auch nicht mit den Lasten des Landvolkes auseinander, sie zielt im weiten Umfang vielmehr auf andere Dinge, nämlich die Gebrechen innerhalb der landständischen Verwaltung und die Begünstigung des Landesfürsten und der domstiftischen Kurie im Vergleich von 1793 zuungunsten der Ritterschaft — und nicht der Landleute. Erstaunen muß auch, wenn die Handlungsweise Brabecks als „unangenehm“ gekennzeichnet wird, es deswegen vor dem Reichskammergericht zu einem Prozeß kommt, der zu Gunsten des Beschuldigten ausgeht.

Schließlich kann man Bertram nur zustimmen, wenn er im Anschluß an den zitierten Absatz fortfährt: „Die tiefgehende Bewegung im Hildesheimischen richtete sich gegen den Fortbestand der derzeitigen gesetzgebenden und administrativen Gewalt und gegen die Form, welche die oberste Staatsgewalt durch die geschichtliche Entwicklung erhalten hatte.“ Daraus folgert Bertram im nächsten Satz: „Über eine neue Ordnung der Staatsverwaltung und bessere Verteilung der Staatslasten sollten sich Landesherr und Stände mit den Untertanen verständigen. — Bevor es dazu kam, hatte das Hochstift schon aufgehört zu existieren.“ Diese Schlußfolgerung berührt merkwürdig. Eine neue Ordnung der Staatsverwaltung — im Vorsatz „geschichtliche Form der Staatsgewalt“ — was nicht deckungsgleich ist — anzustreben, hatte die hildesheimische Regierung immerhin noch sieben Jahre Zeit. Sie hat dazu jedoch keinerlei grundlegende Anstrengung gemacht. Der einzige, der in dieser Spanne noch einmal die Initiative ergriff, war Moritz von Brabeck mit seiner Schrift von 1799.

Wenn auch der Kommentar eines Mitgliedes der ritterschaftlichen Kurie über die Position eines geistlichen Landesfürsten Fragen der Theologie berührt, so hat Brabeck die Stellung des Landesherrn weit mehr mit politischen Maßstäben gemessen. Dem Ziel dieser Untersuchung steht daher der Aufsatz von Hermann Engfer weit näher, in dem er über „Die Aufklärung im Hildesheimer Domkapitel“ handelt⁴. In ihm schneidet der Freiherr ausgesprochen schlecht ab, sicherlich am schlechtesten von allen besprochenen Mitgliedern des Domkapitels. Aus den domkapitularischen Protokollen ersieht Engfer, Brabeck sei unbeherrscht, empfindlich und von hochreizbarem Temperament gewesen, und er sei mit seinen Mitkapitularen oft in erregte Debatten geraten. Das mag durchaus stimmen, jedoch ge-



F. L. GRAF STOLBERG.

Friedrich Leopold Graf von Stolberg, der Schwiegervater der Tochter Brabecks.

hören zu einer erregten Debatte mindestens zwei Gesprächspartner, und der Volksmund hat wohl so unrecht nicht, wenn er meint: ein Wort gibt das andere. Womöglich war es der große Unterschied in den persönlichen Auffassungen, der die Wellen der Erregung so hoch schlagen ließ, wenn Brabeck im Kapitel das Wort ergriff, stand er doch dem aufklärerischen Gedankengut außerordentlich nahe. Das tat auch der Freiherr Franz Wilhelm von Spiegel zum Diesenberg, der — so

⁴ Alt-Hildesheim, 29/1958, S. 29 bis 42, hier S. 40f.

Engfer — scharfe, über das Ziel hinausschießende Urteile fällt und sich über seine Hildesheimer Mitbrüder im Amte in harten Ausfällen erging⁵. Ohne diesen Fragen weiter nachgehen zu wollen, kann man wohl eins unbesorgt feststellen: an Selbstbewußtsein fehlte es Moritz von Brabeck nicht. Lautet doch der erste Satz des von ihm initiierten Buches über Söder mit dem lapidaren Titel „Söder“: „La Juste reputation qu'une précieuse Galerie de Tableaux et d'heureux Travaux des Arts ont acquise en Allemagne au chateau de Söder, justifie le titre laconique, que l'Auteur a donné aux Lettres que nous publions aujourd'hui“⁶.

Wenig stichhaltig sind zwei weitere Verdikte Engfers. „Seinem (Brabecks, W. A.) unruhigen Geist und seinem unsteten Wesen war es wohl zuzuschreiben, daß er neben dem Kanonikus Goffaux die Hauptperson in dem sogenannten Bauernprozeß wurde.“ Ebenso wie Bertram liefert Engfer hierfür keinerlei Beleg, und es erübrigt sich deshalb, die bei Bertram gemachten Bemerkungen zu wiederholen. Dann fährt Engfer fort: „Auch seine Umtriebe bei der Wahl von Franz Egon (von Fürstenberg, W. A.) und des Erzherzogs Maximilian Franz zum Koadjutor von Münster werfen kein günstiges Bild auf seinen Charakter.“ Ohne dazu deziert Stellung zu nehmen, sei doch eines angemerkt: Liest man Friedrich Keinemanns Aufsatz über „Die Hildesheimer Bischofswahlen 1724 und 1769“, so vermag das Wort „Umtriebe“ nicht mehr zu beeindrucken. Man fragt sich, welcher Person oder welchem Personenkreis man es gerechterweise zulegen soll und ist am Schluß eher geneigt, es zu generalisieren⁷.

Schließlich meint Engfer: „Brabecks aufklärerische Gedanken kommen am besten in seinen beiden Schriften zum Ausdruck, Nachrichten an das katholische Publikum Deutschlands den kath. Religionsunterricht in dem Philantropinum zu Dessau betreffend“ (Hildesheim 1777) und „An das Hildesheimer Publikum das Philantropinum zu Dessau und desselben pädagogische Monatsschrift betr.“ von einem Cosmopoliten (Brabeck).“⁸ In diesem Institut, das ganz von aufklärerischen Ideen geprägt wurde, sollten die Schüler „unter Ablehnung jedes bekenntnismäßigen Religionsunterrichtes“ „zu brauchbaren Menschen herangezogen werden“. „In der letztgenannten Schrift verwirft Brabeck besonders die humanistische Bildung, ‚das zucht-hausmäßige Memoriren, Vokabellernen und Phrasenklauben‘ und befürwortet die praktisch nützlichen Fächer, Kenntniss des Menschen und seiner Pflichten, Geographie und Naturlehre.“ „Die natürliche Religion

soll Grundlage des Unterrichts sein, wobei noch nebenbei auch der konfessionelle Religionsunterricht gegeben werden könne. Vor allem soll die Schule dienen der Menschenfreundschaft und der Vermittlung nützlicher Kenntnisse.“ Seine Beurteilung Brabecks schließt Engfer mit der Bemerkung: „Um Graf Moritz von Brabeck wurde es nach dem Bauernprozeß und seinem Rücktritt aus dem Domkapitel recht still. Lediglich wegen seiner Galerie wird seines Namens noch ehrenvoll gedacht“⁹.

Engfer verfälscht den Sinn der ersten Schrift Brabecks, wenn er schreibt: „Die natürliche Religion soll Grund-

5 Engfer (wie Anm. 4), S. 36.

6 S. d. S. Roland: Söder. Göttingue 1797. Bei S. d. S. Roland handelt es sich um Charles Antoine de Saqui-Sannes (Emil Weller: *Lexicon Pseudomorum*. Wörterbuch der Pseudonymen aller Zeiten und Völker oder Verzeichnis jener Autoren, die sich falscher Namen bedienten. Regensburg 1886, S. 484). Dieser trägt sich am 7. 9. 1795 als „de Sannes“ in das Besucherbuch der Galerie ein. Am 12. 5. 1797 tut das gleiche sein Übersetzer, dessen Eintrag lautet „Horstig aus Bückeburg“. Die von ihm besorgte deutsche Fassung erschien 1799 in Leipzig im Folioformat und enthält nebst zwei malerischen Ansichten Söders ein Porträt des Freiherrn von Brabeck. Letzteres fehlt in dem von Engfer besessenen Exemplar, das sich jetzt im Besitz der Hildesheimer Stadtbibliothek befindet. Weshalb Engfer aus de Saqui-Sannes ohne Quellenbeleg einen Marquis de Sannes machte, muß offen bleiben (Hermann Engfer: Die ehemalige Brabecksche Gemäldegalerie zu Söder. In: *Alt Hildesheim* 26/1955, S. 34, Anm. 8). Nachdem die französische Erstausgabe als unscheinbares Oktavbändchen auf den Markt gelangt war, lag Brabeck offensichtlich daran, nunmehr mit einer repräsentativen Ausgabe auf Söder aufmerksam zu machen. Die Vorzeichnungen zu den beiden malerischen Ansichten des Schloß- und Gutskomplexes lieferte Roland. Dem in Kunstfragen oft recht kritischem Autor kann man noch nicht einmal ein durchschnittliches Talent zusprechen, falls man nicht annehmen will, sein Stecher Aubertin habe die Zeichnungen gründlich verdorben.

7 Nds. Jb. f. Landesgesch. 43/1971, S. 57 bis 80. Hier besonders S. 70 ff. = Wahl von 1769 des Fürstbischofs Friedrich Wilhelm von Westphalen.

8 Die von Engfer zitierten Schriften Brabecks (wie Anm. 4, S. 41) konnten weder in der bischöflichen Bibliothek Beverina noch in der Stadtbibliothek Hildesheim nachgewiesen werden. Über die Fernleihe war nur die erste Schrift zu beschaffen (Herzog August-Bibliothek Wolfenbüttel).

9 Die Äußerung, Brabeck habe die humanistische Bildung verworfen, ist irreführend. Dagegen stimmt schon seine Entscheidung, Horaz mit einem Bildnis zu ehren, bedenklich. Auch sollten am Philantropin durchaus alte Sprachen gelehrt werden. Bei dem öffentlichen Examen im Mai 1776 prunkten sogar die Schüler und die Tochter Basedows mit ihren Lateinkenntnissen. Johannes v. d. Driesch u. Josef Esterhues: *Geschichte der Erziehung u. Bildung* Bd. 1, Paderborn 1960, S. 356f.

lage des Unterrichts sein, wobei nebenbei noch der konfessionelle Religionsunterricht gegeben werden könne.“ Das „nebenbei“ und der Konjunktiv „könne“ charakterisieren den konfessionellen Unterricht als etwas Beiläufiges. Allein: das ist Engfers Version. Brabeck war 1777 nach Dessau gereist, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, wie es dort mit dem katholischen Religionsunterricht bestellt sei. Die „Edukatoren“ am Philantropin versicherten ihm, daß die Zöglinge sonntags und an den Wochentagen zum Gottesdienst geführt würden und man eine Nachlässigkeit hierbei als Verbrechen ansehe. Auch könne der katholische Geistliche bestimmen, wann und wie oft er Religionsunterricht halten wolle. Pfarrer Nacke bestätigt, daß auf dem Philantropin nichts gegen den katholischen Glauben gesagt würde. Dazu zeigte er eine Verpflichtung vor, die von den Lehrern und dem Fürsten Franz Leopold unterschrieben worden war. Auch verpflichtet sich der Pfarrer gegenüber den Eltern, ihre Kinder treu im väterlichen Glauben zu unterweisen. Erst als sich der damals fünfunddreißigjährige Domherr Gewißheit verschafft hatte, daß dem katholischen Religionsunterricht in Dessau kein Abbruch geschehe, empfiehlt er seinen Glaubensgenossen, ihre Kinder unbesorgt dorthin zu schicken.

Engfers Feststellung, um Brabeck sei es nach seinem Ausscheiden aus dem Domkapitel (1788) und dem Ende des Bauernprozesses (1801) recht still geworden, ergibt nicht gerade ein praktisch handhabbares Datum¹⁰. Doch ist das gar nicht so wichtig; denn die Aussage wurde durch die Entwicklung überholt. Die Landstände, Brabeck zählte zuerst zur domstiftischen, dann zur ritterschaftlichen Kurie, sind als frühe Volksvertretung — mit welchem Repräsentativcharakter auch immer — wieder beliebter Gegenstand historischer Forschung geworden. So widmete Herbert Obenaus 1965 der Schrift Brabecks von 1799 eine längere Abhandlung. Sie sieht er als Beweisstück gegen die Meinung Herdes an, wonach die deutschen Landstände keinen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung moderner politischer Institutionen geleistet hätten, und fällt abschließend folgendes Urteil: „Die Reformschrift Brabecks gehört in den Zusammenhang der großen Neuorientierung Deutschlands am Ende des 18. Jahrhunderts, sie war ein Versuch zur Staats- und Gesellschaftsreform, der bewußt die Revolution als Mittel ausschloß. Brabeck bekannte sich zu Schlözers „Fluch den Aufrührern“, wollte aber wie dieser auf Reformen nicht verzichten, ja erblickte in der Reform die Chance des Überlebens.“ Das ist, und das ließe sich noch an man-

cher vorhergehenden Textstelle belegen, mit Sicherheit eine positive Würdigung¹¹.

Von geringerem Gewicht ist die Dissertation Lückes, der Obenaus weitgehend folgt. In ihr wird noch einmal zutreffend festgehalten: während in anderen Territorien von Beamten und Fürsten Reformen von oben versucht oder durchgesetzt wurden, „gab es in Hildesheim Versuche einer Reform von unten, die von Bürgern und Bauern sowie Mitgliedern der Landstände ausgingen“¹².

Aber selbst wenn Brabeck zur Stellung eines geistlichen Fürsten in der genannten Schrift grundsätzlich Stellung bezieht, so ist damit der theologische Bereich doch nur am Rande berührt. Brabeck sieht sie — modern formuliert — weit überwiegend politologisch. Die hier anzustellende Untersuchung muß daher von der Bemerkung Engfers ausgehen, die sich auf des Freiherrn Stellung zum Philantropin in Dessau und den Religionsunterricht bezieht. Wenn aus diesen beiden Abhandlungen bereits der Schluß gezogen wird, in ihnen kämen Brabecks aufklärerische Gedanken am besten zum Ausdruck, so wird hier eine zu kurze Elle angelegt. Mit ihr kann man einen Brabeck nicht messen. Auch ist erneut die Auffassung zu prüfen, wonach Brabeck zeitweise die kirchliche Linie und Lehre verlassen habe, doch gleich anderen an eine endgültige Trennung von der Kirche nicht dachte. Er sei — wie andere Mitglieder des Hildesheimer Domkapitels auch — ganz dem Zeitgeist verhaftet gewesen und vermochte nicht immer die klaren Grenzen zwischen der Lehre der Kirche und der Aufklärung zu erkennen. Aber auch ihm sei gleich andern ein ehrliches Bemühen um eine Synthese zwischen althergebrachter Lehre und Überlieferung und der Erneuerung im Geiste der Zeit nicht abzusprechen¹³.

Betritt man das Schloß zu Söder, das Brabeck nach seiner Hochzeit mit Anna Franziska von Weichs beträchtlich erweitert und ausgeschmückt hatte, so ist man

¹⁰ Zwar war der Höhepunkt des sogenannten Bauernprozesses schon um 1795 erreicht, doch endete er definitiv erst mit der Entscheidung des Reichskammergerichts von 1801, der den Anwälten der Bauern verbot, als deren Mandatare aufzutreten.

¹¹ Obenaus (wie Anm. 3), S. 120 f.

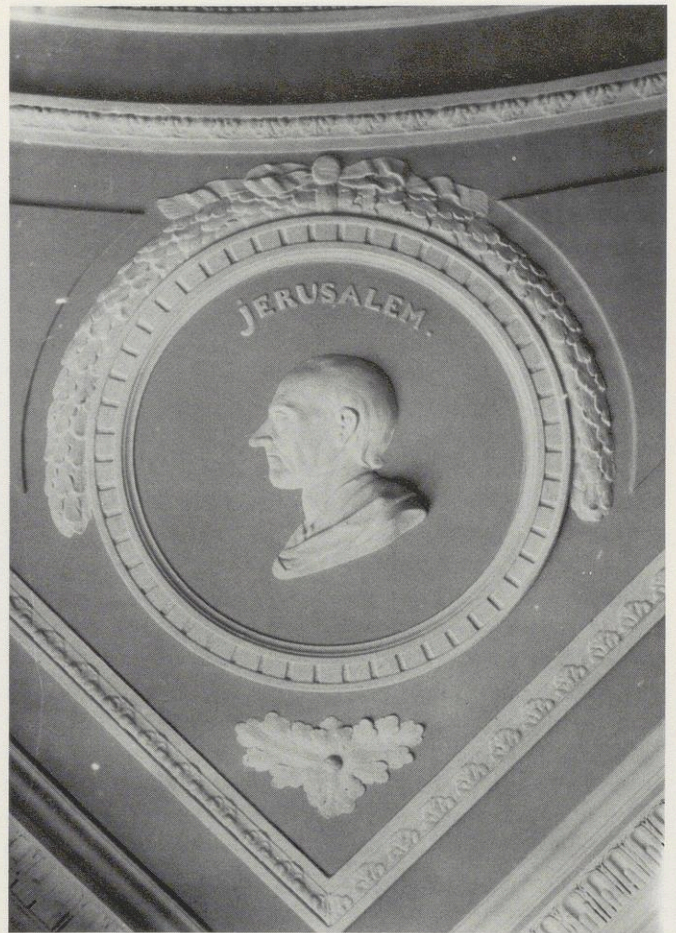
¹² Justus Lücke: Die landständische Verfassung im Hochstift Hildesheim 1643–1802 (Quell. u. Darst. z. Gesch. Nds., Bd. 73), Hildesheim 1968, S. 158 f.

¹³ Engfer (wie Anm. 4), S. 42.

nicht wenig überrascht. Auf Geheiß des Bauherrn stukierte Angelo Tadei zwischen 1788 und 1794 vier Porträts an der Decke des Vestibüls: das des römischen Dichters Horaz, des braunschweigischen Abtes Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, des protestantisch-reformierten Züricher Predigers Johann Kaspar Lavater und schließlich des Charles de Secondat, Baron de La Brède et de Montesquieu¹⁴. Von allen Männern, die er verehrte, denen er sich innerlich verbunden fühlte und die sicher mit ihren Auffassungen auch sein Handeln mit bestimmten, hat er gerade diesen vier ganz offensichtlich die größte Hochachtung gezollt. Diese Auswahl muß bei einem Katholiken und ehemaligen Domherrn Erstaunen hervorrufen.

Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789)

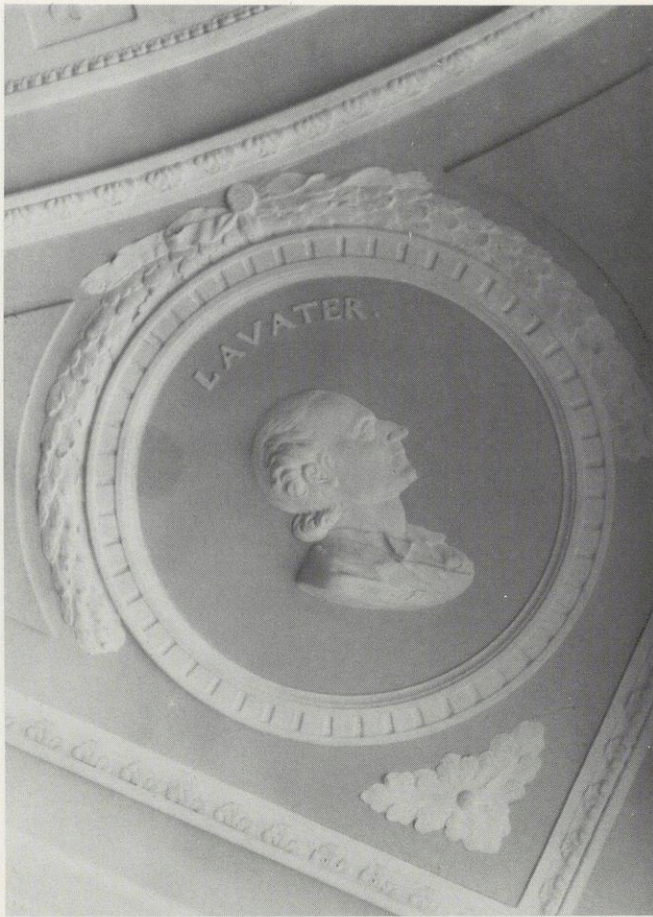
Sein Name ist heute nur noch Spezialisten bekannt. Literarisch Gebildete erinnern sich an seinen Sohn Karl Wilhelm, der in Wetzlar als Jurist in braunschweigischen Diensten wirkte und dort aus Schwermut und Liebeskummer Selbstmord beging. Dieses Geschehen regte Goethe zu seinem Roman „Die Leiden des jungen Werther“ an. Der Ruhm des Vaters reichte auch zu seinen Lebenszeiten an den Lavaters und Montesquieus nicht heran. So ist man geneigt, das enge geistige Band, das Brabeck mit Jerusalem verband, zuerst einmal in der räumlichen Nähe Braunschweigs und Söders zu suchen. Beweise lassen sich dafür jedoch nicht erbringen. Im Besucherbuch der Galerie sucht man seinen Namen vergeblich. Das ist indessen gar nicht so überraschend, wenn man die Lebensdaten und -umstände der beiden Männer bedenkt. Jerusalem war immerhin 33 Jahre früher als Brabeck geboren, und als dieser 1779 das Gästebuch anlegte, bereits 70 Jahre alt. Schon in seiner Vorrede des zweiten Teils der „Betrachtungen der vornehmsten Wahrheiten der Religion“ schreibt er 1772, er würde ihn bei seinen Jahren und seiner unsicheren Gesundheit gar nicht angefangen haben, wenn er die Hindernisse vorausgesehen hätte, die sich der Fortset-



Deckenbildnis im Vestibül.

gewisse distance mit einer Scheidewandt getheilet, und der vordere Theil nach dem Hoffe zur Vestibule . . . angesehen da ohnedem denen Sählen (im Parterre und 1. Obergeschoß darüber, W. A.) genugsahme größe und der angenehmste prospect nach den garten und wäldern conservirt bleibet.“ Dieser Vorschlag de la Tours wurde offensichtlich verwirklicht. Die Stukkaturen in beiden Räumen unterscheiden sich deutlich im Programm. Im Sommer-Eßsaal ist in einer Supraporte zwischen zwei Putti außerdem das Allianzwapen Brabeck-Weichs angebracht. Schließlich sei noch auf die Schloßbeschreibung von S. d. S. Roland: Söder. Gottingue 1797. S. 61, verwiesen, wonach Brabeck die Stukkaturen von Herrn Tadei aus Italien anbringen ließ, Tadei, und zwar „Angelo Tadey“ — so sein handschriftlicher Eintrag — trägt sich am 17. Oktober 1793 als Besucher der Galerie in das Gästebuch ein (wie Anm. 1) und bezeichnet sich als Einwohner von Gandrea, gebürtig aus Lugano. Da am 26. Oktober 1793 sich vorerst der letzte Besucher einträgt, dem erst am 12. April 1795 der nächste folgt, dürfte in dieser Zeit die Gemädegalerie in Hildesheim verpackt und in Söder wieder aufgestellt worden sein. Man kann ferner annehmen, Tadey habe sich bei seinem ersten Besuch in das Gästebuch eingetragen. In diesem Falle müßte der Stuck von ihm anschließend angetragen worden sein. Ende 1794 müßte er damit fertig geworden sein, denn das Hängen von über 300 Gemälden erforderte sicherlich eine nicht unbeträchtliche Zeit.

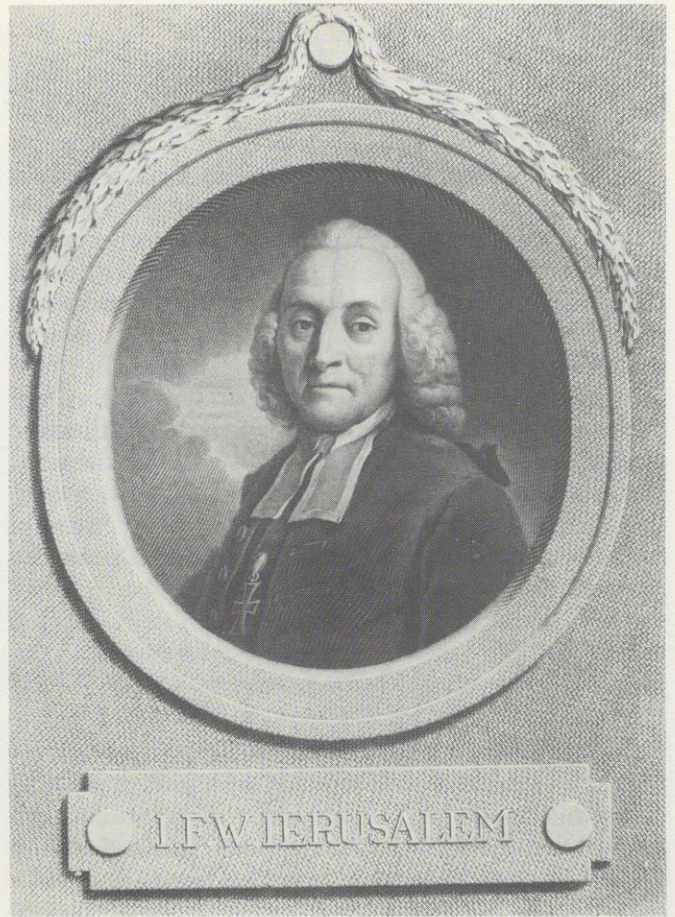
¹⁴ Für die Urheberschaft Brabecks bei den Stukkaturen gibt es gleich mehrere Beweise. Der im Grundriß nahezu quadratische Kernbau wurde bereits 1742 von Vater Jobst Edmund von Brabeck erbaut. Von ihm meint Carl de la Tour in seiner Baurelation (Gutsarchiv Schloß Söder: Söder III 1), es gehe durch ihn ein Saal hindurch, der 61 Fuß tief sei, „dahero in der mitte dieses großen Zimmers wegen der Länge daß Licht etwas benommen wird. Ich hielte es dahero für dienlicher, wan solches auff eine



Deckenbildnis im Vestibül.

zung entgegenstellten¹⁵. So ist es nicht verwunderlich, wenn der Kränkelnde in seinen letzten zehn Lebensjahren keine Reise zu Brabeck mehr unternahm. Umgekehrt lassen sich Reisen Brabecks nach Braunschweig auf Grund fehlender Quellen nicht nachweisen.

Es wäre einfach erstaunlich, wenn Brabeck nur wegen einer persönlichen Freundschaft Jerusalem neben so bedeutende Zeitgenossen wie Montesquieu und Lavater gestellt hätte. Eine solche Freundschaft läßt sich auch bei dem erheblichen Altersunterschied nicht denken, wenn nicht gleichzeitig eine überdurchschnittliche Übereinstimmung geistiger Interessen und Meinungen angenommen wird. Um sie zu erkennen, ist es erforderlich, sich mit den Tätigkeiten Jerusalems, vor allem seinen Veröffentlichungen auseinanderzusetzen. Ein Aufsatz von Fritz Meyen unterrichtet hinlänglich über den Lebenslauf Jerusalems¹⁶. Danach wurde er nach seinen eigenen Angaben am 22. November 1709 als Sohn des Superintendenten Theodor Wilhelm von Jerusalem in Osnabrück geboren¹⁷. Durch den Schulbesuch und seinen Vater erhielt Jerusalem eine gründ-



Abt Jerusalem.

liche Ausbildung in den humanistischen Fächern und im Hebräischen. 1727 wurde er in Leipzig als Student der Theologie immatrikuliert. Er wandte aber auch philosophischen, historischen und mathematischen Vorlesungen sein Interesse zu. Auch die Dichtkunst zog ihn an, besonders Johann Christoph Gottsched beeinflusste ihn stark. In der von ihm umgestalteten

15 Anonymus: Betrachtungen der vornehmsten Wahrheiten der Religion an Se. Durchlaucht den Erbprinzen von Braunschweig und Lüneburg. Braunschweig 1769, 2. Theil. Braunschweig 1772. Die Autorschaft Jerusalems geht eindeutig aus der mit seinem Namen unterzeichneten Widmung, dem Widmungsort Braunschweig und dem Text hervor.

16 Fritz Meyen: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, Abt von Riddagshausen (1709–1789). In: Braunschw. Jb., 53/1972, S. 159–195, hier S. 159 bis 165.

17 Nach Meyen (wie Anm. 16, S. 160) ist die Deutung des Adelsprädikats unsicher. Tatsächlich wird man der Familientradition nicht folgen wollen. Die Aussage, der Papst habe jüdischen Vorfahren wegen mehrfacher Reisen in das Heilige Land bei einer Audienz den Adelsnamen „a Jerusalem“ verliehen, ist denn doch zu unwahrscheinlich.

„Deutschen Gesellschaft“ hielt er Reden, die der damalige „Literaturpapst“ in den „Proben der deutschen Beredsamkeit“ abdrucken ließ. 1731 erwarb Jerusalem in Wittenberg den Magistergrad. Die theologischen Fakultäten in Leipzig und Wittenberg waren damals Stätten der lutherischen Orthodoxie.

Bald darauf trat Jerusalem eine Bildungsreise nach Holland an, wo er unter anderem auch an der Universität Leiden mathematisch-naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte. Ein weiteres Jahr weilte er in Holland, gewann die Freundschaft der Männer verschiedenster Glaubensrichtungen und urteilte später als alter Mann über diese Zeit: er habe hier die Erfahrung gemacht, „wie fruchtbar die wesentlichen Grundlehren des Christentums, in guten Seelen, bei allem übrigen Unterschied der Lehrbegriffe sind; und in welcher glücklichen Eintracht und Ruhe, bei einer wohlgeordneten und wohl befestigten allgemeinen Glaubensfreiheit, alle Sekten der Christenheit beieinander wohnen können“¹⁸.

In Den Haag wurde ihm eine Stelle als Geistlicher angeboten, doch lehnte er ab. Jerusalem hatte sich für die Laufbahn des Hochschullehrers entschieden. Deshalb begleitete er zwei westfälische Adlige an die Universität Göttingen. Hier machte er die Bekanntschaft mit dem Kurator, dem Freiherrn Adolf Gerlach von Münchhausen, der ihn tatsächlich für eine Professur in Aussicht nahm. Jerusalem sollte zuvor noch ein Jahr nach England gehen, um seine Kenntnisse zu erweitern, doch währte der Aufenthalt immerhin drei Jahre. Gönner machten ihm mehrere Angebote, bis er sich 1742 für ein unerwartetes entschied, das seinen bisherigen Absichten nur höchst bedingt entsprach. Herzog Karl I. zu Braunschweig, der die Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg, das spätere Herzogtum Braunschweig, regierte, berief ihn zum Erzieher des damals siebenjährigen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand und gleichzeitig als zweiten Hofdiakon und Reiseprediger. Warum er dieses Angebot annahm, ist nicht sicher zu ergründen. Immerhin gewann er in England jene weltmännische Sicherheit, die ihm gegenüber Fürstenpaar und Hofleuten seine eigene Persönlichkeit wahren ließ.

Schon der erste Plan, den Jerusalem dem Herzog vorlegte, fand dessen Billigung. Im Frühjahr 1745 wurde das Collegium Carolinum gegründet, das eine vertiefte Kenntnis der schönen Künste, insbesondere der griechischen und römischen Kultur vermitteln und den

Anschluß an ein Universitätsstudium erleichtern sollte. Besondere Aufmerksamkeit wandte man der Berufung des Lehrers der deutschen Sprache zu. Gellert und Klopstock wurden in Aussicht genommen, doch mußte man sich schließlich mit Karl Christian Gärtner begnügen, dem Herausgeber der „Bremer Beiträge“, genauer der „Neue(n) Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“.

Meyen urteilte über das Collegium Carolinum, dem Jerusalem auch später noch seine Aufmerksamkeit und einige Druckschriften widmete, wie folgt: „Durch das Wirken dieser Männer (der an ihm tätigen Professoren, W. A.), die in ihren literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten Jerusalems Forderung nachzukommen suchten, das Collegium Carolinum zu einer Stätte ‚zur Aufnahme des guten Geschmacks und bon sens (gesunder Menschenverstand, W. A.) in diesem Lande‘ werden zu lassen, begann in Braunschweig eine Periode geistiger Aufgeschlossenheit, die bewirkte, daß diese Stadt zu einem der Zentren und Ausstrahlungspunkte der deutschen Aufklärung für ein paar Jahrzehnte wurde.“¹⁹

Die Aufklärung hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ganz sicherlich das geistige Leben in der Stadt Braunschweig mit bestimmt. Über die Französische Revolution berichtete Joachim Heinrich Campe wohlwollend in seinen „Briefen philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts“ aus Paris, die ungestört im „Braunschweigischen Journal“ erscheinen konnten, obwohl konservative Kreise in Deutschland daran heftig Anstoß nahmen. Wegen seiner Toleranz wurde dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, dessen Erzieher Jerusalem gewesen war, von den französischen Revolutionären sogar der Oberbefehl über ihre Truppen angetragen²⁰. Mag beides auch ein mehr als deutlicher Hinweis darauf sein, in welchem Ausmaß die Aufklärung in Braunschweig Fuß faßte, so muß doch geprüft werden, inwieweit diese Erscheinung auf die Professoren

¹⁸ Zitiert nach Meyen (wie Anm. 16), S. 163.

¹⁹ Meyen (wie Anm. 16), S. 167.

²⁰ Zum Braunschweigischen Journal: Selma Stern: Karl Wilhelm Ferdinand (Veröff. d. Hist. Komm. f. Hannover, Oldenburg, Schaumburg-Lippe und Bremen, Bd. 6). Hildesheim/Leipzig 1921, S. 181; Karl Steinacker: Revolutionsgespräche am Braunschweigischen Hofe. In: Jb. d. braunschw. Gesch.-Ver. 2. Folge, 2/1929, S. 145. Zum Oberbefehl: George Gooch: Germany and the French Revolution. London 1920, S. 222.

ren des Collegium Carolinum und dessen Mitkurators Jerusalem zurückgeführt werden darf.

Mögen die Professoren am Collegium auch überdurchschnittliche und achtbare Männer gewesen sein, führende deutsche Aufklärer lassen sich unter ihnen jedoch nicht entdecken. Mit einem Lessing, der seit 1770 im benachbarten Wolfenbüttel als herzoglicher Bibliothekar wirkte und 1781 in Braunschweig während eines Besuches starb, können sie sich allesamt nicht im entferntesten messen. Außerdem ist der Rang der Institution zu bedenken, der über ein Gymnasium illustre nicht hinausging. Die braunschweigische Universität Helmstedt behauptete unangefochten den höheren Rang, und in diesem Zusammenhang muß an die Ausstrahlung der hannoverschen Universität Göttingen erinnert werden, der damals fortschrittlichsten deutschen Hochschule. Schließlich ist auf die Größe des Collegiums zu verweisen. Johann Heinrich Eschenburg publizierte dessen Matrikel von 1745 bis 1808. Sie verzeichnet insgesamt 1578 Studierende²¹. Unterstellt man im Durchschnitt eine dreijährige Studiendauer, so wären dort im Schnitt 75 Studierende eingeschrieben gewesen, von denen rund die Hälfte aus Stadt und Herzogtum Braunschweig stammten. Mit solch einer Einrichtung läßt sich ein überregionaler Ruf Jerusalems als Pädagogen und Bildungspolitiker nicht sicher begründen.

Die Tätigkeit Jerusalems auf pädagogischem Felde deutet durchaus auf eine gewisse Wesensverwandtschaft mit Brabeck, dessen pädagogischer Impetus durch die Darbietungsart und Zugänglichkeit seiner Gemäldesammlung und der Teilhabe an der chalkographischen Gesellschaft zu Dessau hinreichend belegt wird. Beide neigen den schönen Künsten zu, auch wenn der eine der Literatur die erste Stelle einräumt, der andere aber der Malerei. Zumindest bei Brabeck lassen sich zahlreiche Kontakte mit Dichtern und Literaten nachweisen, worauf im letzten Abschnitt zurückzukommen sein wird. Mag diese Ähnlichkeit im Wesen die Hinwendung Brabecks zu Jerusalem gefördert haben, sie rechtfertigt bei den Verdiensten Jerusalems auf diesen Gebieten nicht Brabecks Entschluß, dessen Porträt neben das solcher Berühmtheiten wie Montesquieu und Lavater zu setzen. Es muß deshalb nach der Wirksamkeit Jerusalems als Theologe, besser als theologischer Schriftsteller gefragt werden. Auf diesem Felde liegt eindeutig seine Bedeutung; denn von der Seelsorge war er bereits bei seiner Berufung nach Braunschweig entbunden

worden und das Predigen wurde ihm auf seine Bitte hin schon 1752 erlassen²².

Jerusalems Hinwendung zur Aufklärung unterliegt keinem Zweifel. Schon 1745 ordnete er die Übersetzung einiger französischer Predigten an, zu der Christian Freiherr von Wolff das Vorwort schrieb. Das von ihm erdachte rationalistische System beherrschte die deutsche Philosophie bis hin zu Kant so sehr, daß diese Zeitspanne auch als „Wolffianismus“ gekennzeichnet wurde. Wolff kannte mit Sicherheit Jerusalem persönlich; denn er urteilt über ihn, er sei zwar „ein guter Philosophus und Theologus“, doch fehlten ihm die „externa“, die einen Prediger bei der Gemeinde beliebt machen²³. Dieser Mangel stört nicht, wenn die Predigten im Druck erscheinen. Die erste Sammlung mit immerhin 466 Seiten Umfang wurde 1745 erstmals veröffentlicht und erlebte bis 1774 fünf weitere Auflagen²⁴. Eine zweite Sammlung ähnlichen Umfangs folgte 1752. Aus sie wurde mehrmals aufgelegt. Bis 1765 hat Jerusalem nur noch kleinere Schriften spezielleren Inhalts publiziert.

Die Pause bis 1768 läßt sich verhältnismäßig einfach erklären. Der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand nahm am Siebenjährigen Kriege teil und er trug während dieser Zeit Jerusalem auf, religiöse Betrachtungen zu verfassen. Später erging an Jerusalem ein zweiter Befehl, sie zu veröffentlichen, so daß Verfasserschaft und Vorbereitung für den Druck Jerusalem stärker beschäftigt haben. In der Widmung vom 25. April 1768 kann er vermelden: „Ich habe die Ehre, Ew. Durchl. einen Theil von den Betrachtungen hiermit gedruckt zu überreichen, die Dero Befehl in dem letzten Feldzuge mir auftrag.“ Mit diesen Eingangsworten übergab Jerusalem die „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“ der Öffentlichkeit, die seinen Namen bald breitesten Kreisen bekannt machten und seinen Ruf bei den Zeitgenossen begründeten. Bereits 1769 erschien eine zweite verbesserte Auflage, der bis 1779 drei weitere folgten. Eine kürzere Fassung erschien 1779, und sie wurde 1785 noch einmal gedruckt. Das Werk wurde zuerst ins Französische übersetzt, dann ins Holländische, ins Dänische, hier ist noch eine zweite Auflage anzuzeigen, und schließlich ins Schwe-

21 Zitiert nach Meyen (wie Anm. 16), S. 168.

22 Meyen (wie Anm. 16), S. 170f.

23 Wie Anm. 22.

24 Meyen (wie Anm. 16), Schriftenverzeichnis, S. 175 ff.

dische. Es dürfte wenig Werke in jener Zeit gegeben haben, die eine derartig weite Verbreitung gefunden haben. Für die 1772 erstmals in Braunschweig verlegten „Fortgesetzten Betrachtungen“ gilt das nicht mehr im gleichen Umfang, doch sind immerhin noch drei Auflagen abweichenden Umfangs und eine holländische und schwedische Übersetzung zu vermelden. Das gleiche gilt von den „Betrachtungen“, die 1779 folgten. Die letzten wurden posthum 1792/93 als Fragmente in den „Nachgelassenen Schriften“ den Lesern zugänglich.

Das starke Echo, das Jerusalems „Betrachtungen“ hervorrief, dürfte zum einen in der Person des Auftraggebers zu suchen sein. Der Erbprinz war unter den Fürsten seiner Zeit sicherlich überdurchschnittlich gebildet und intelligent, doch zwang er als Nichttheologe und Adressat Jerusalem zu einer Darstellungsweise, der auch der gebildete Laie ohne große Mühe folgen konnte. Zum anderen läßt sich der große Widerhall mit der inneren Ausrichtung der „Betrachtungen“ erklären. Jerusalem gilt als einer der Hauptvertreter der Neologie, einer Richtung der protestantischen Theologie, die aufklärerisches Gedankengut in ihr Lehrgebäude aufnahm, ohne dabei die Offenbarung preiszugeben.

Von den Neologen schreibt Emanuel Hirsch: „Sie wollen auf der einen Seite Theologen sein und bleiben, welche ihrer Kirche dienen, und sie wissen sich an Ordnung und Gesetz ihrer Kirche gebunden . . . Sie fühlen sich auf der andern Seite als Protestanten und als deutsche Volksbildner. Sie nehmen für den evangelischen Christen die Freiheit in Anspruch, die Luther in Worms geübt hat, und sie wollen, mit der wissenschaftlichen Bildung ihres Volkes und ihrer Zeit mitgehend die theologische Lehrart aufbessern. Dazu setzen sie einen philosophischen Verstand, grammatisch-historische Schriftauslegung und dogmengeschichtliche Vergleiche mit langsam wachsender Unbefangenheit in Bewegung.“²⁵

Innerhalb der Neologen grenzt Hirsch eine Gruppe von Theologen aus, die sich nicht als Wissenschaftler, sondern als Kirchenmänner und Popularschriftsteller um die Erneuerung der Theologie bemühen und zu diesem Zweck die Lehrsätze auf das in praktischer Erfahrung Erlebte beschränken. Zu ihnen zählt er Spalding als den bedeutendsten und wirksamsten und weist Jerusalem auf den zweiten Platz. Johann Joachim Spalding (1714–1804) war zuletzt Propst und Oberkonsistorialrat in Berlin. Seinen schriftstellerischen

Ruhm begründete er mit seinen „Gedanken über die Bestimmung des Menschen“, die 1748 zuerst erschienen und, Jerusalem deutlich übertreffend, 1794 die 13. Auflage erlebten²⁶.

Bei seinem theologischen Wirken geht Spalding, Wolff folgend, von der Harmonie zwischen Vernunft und Offenbarung aus. Seine Lehre läßt sich mit drei Grundsätzen umreißen: 1. „Natürliche und christliche Religion unterscheiden sich in ihrem Zweck und Ziel nicht. Beide wollen den Menschen zu seiner wahren höheren Bestimmung führen. Das gelingt nur, wenn er das Gute tut und dabei die Würde, Schönheit und das Gemüt befriedigende Segensmacht dieses Handelns erfährt. Dann eröffnet sich ihm der Bereich des Gewissens, in dem er als Kind Gottes Glied eines ewigen sittlichen Reiches wird, seinen Herrn und Schöpfer andächtig verehrt und seiner Vollendung in einem höhern, wahrhaft glückseligen Lebens gewiß zu sein vermag“²⁷. Bei Jerusalem lassen sich in der 8. Betrachtung „Von der Natur der Religion“ die gleichen Gedanken finden. Von der Liebe Gottes heißt es, „Dieß ist unsere Religion; . . . die sich in einer allgemeinen Wohltätigkeit und Menschenliebe thätig macht“. An anderer Stelle verallgemeinert er: „Religion oder Tugend ist ihrer Natur nach Eins, . . . ihre Anwendung ist verschieden, aber ihre Natur besteht in der einfachen unveränderlichen Liebe zum Guten“. Er beschreibt die Versuchungen des Menschen, wenn er Gutes tut, und fordert deshalb eine höhere Stufe des Empfindens; denn „Das wahre Wohlwollen ist von ausgebreiteter Natur, es besteht in einer allgemeinen Liebe zum Guten“. Dann mokiert er sich förmlich über Alexander den Großen, „der das Leben von Millionen Menschen braucht, um die Welt zu erobern. Er ist unsterblich, er lebt in allen Münzkabinetten, und vielleicht wird auch aus den Ruinen von Athen noch einmal ein Rumpf ausgegraben, den ein Kenner für den Seinigen erklärt, und durch Ansetzung eines neuen Kopfes seine Unsterblichkeit erneuert“. Eine solche ist dem Gläubigen nicht beschieden. Für ihn gilt: „Rechtschaffenheit und Versicherung eines ewigen Lebens sind die beyden wesentlichen Grundsätze der Religion, oder es ist gar keine. Die Rechtschaffenheit oder das ernstliche Bestreben, Gott

25 Emanuel Hirsch: Geschichte der neuen evangelischen Theologie im Zusammenhang mit den allgemeinen Bewegungen des europäischen Denkens, 4. Bd., Gütersloh 1968, S. 8.

26 Hirsch (wie Anm. 25), S. 15.

27 Hirsch (wie Anm. 25), S. 16.

in seiner allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu werden, ist das Erste. Ohne diese läßt sich gar keine Religion denken ... Aber auch alle Religion, die von Rechtschaffenheit, von Menschenliebe, von Überwindung spricht, und uns keine Versicherung der Ewigkeit gibt, lehret uns nichts wie Eigennutz; und der Philosoph, der uns ohne dieselbe dazu bereden will, spottet unserer Natur, und der uns die Hoffnung dazu nehmen will, ist unser grausamster Feind"²⁸.

2. „Die natürliche auf bloße Vernunft gegründete Religion hat nicht die Kraft, sich selbst in der Menschheit zu behaupten. Die Geschichte zeigt ihren Verfall und ihre Entartung zu Aberglaube, Aftersdienst oder Unglaube und Verachtung der höhern Bestimmung des Menschen. Die göttliche Offenbarung allein konnte die Menschheit wieder auf den rechten Weg der rechten Erkenntnis und Verehrung Gottes bringen"²⁹.

Dieser Gedankengang läßt sich rasch bei Jerusalem wiederfinden. In der ersten Betrachtung im zweiten Teil „Von der Offenbarung überhaupt“ widmet er ihm eine gründliche Ausführung, die er mit zahlreichen Beispielen belegt. Es genügt, davon eins auszuführen. Es betrifft Epikur, der auch das Gefühl von einem höheren Wesen besaß, „und doch führte sein System zur größten Gottesverleugnung. Noch einmal, ist es der Vernunft so leicht zu dieser Erkenntnis zu kommen, warum war bey ihrem übrigen Wachstum ihr Verfall hierin so groß, warum der öffentliche Gottesdienst immer schändlicher, die Vergötterungen immer unsinniger, die Göttergeschichte immer abscheulicher, warum der wahre Gott immer unbekannter ...? Deshalb gilt: Selbst wenn „eine aufmerksame Vernunft alle diese Wahrheiten für sich selbst zu erkennen fähig wäre, so würde der höhere Grad von Licht und von bestimmterer Gewißheit, worinn sie durch diese Offenbarung gesetzt würden, ingleichen die bestimmtere gesetzliche Autorität, die die Pflichten dadurch erhielten, und die höhere Verstärkung, die diese unmittelbare göttliche Erklärung den Bewegungsgründen gäbe, doch noch immer eine unschätzbare Wohltat bleiben"³⁰. Jerusalem geht bei seiner Formulierung, „daß eine aufmerksame Vernunft alle diese Wahrheiten zu erkennen fähig wäre“, praktisch den Schritt in die Zukunft; denn alle bisherige Erfahrung beweist das Unvermögen der Vernunft und deshalb konnte auf die Offenbarung nicht verzichtet werden. Sie wird seiner Meinung aber selbst unter dieser, für ihn unmöglichen Zukunftsentwicklung für die Menschheit ihre grundlegende Bedeutung behalten.

3. Die Lehre von der göttlichen Gnadenveranstaltung, auf Grund derer dem von der Schande und dem Elend der Sünde umkehrenden Verirrten völlige Verzeihung und hilfreicher Beistand zu einem Leben nach den Geboten des Evangeliums gewährt wird, beantwortet eine in der natürlichen Religion ... offenbleibende Frage und erfüllt ein durch sie dringlich gewordenes Bedürfnis³¹. Bei diesem Punkt wäre es unangemessen, bei Jerusalem nach entsprechenden Belegsätzen zu suchen. Der Punkt ist ihm so wichtig, daß er ihm im 3. Teil sieben Betrachtungen widmet. In ihnen wird von der göttlichen Sendung des Erlösers, demzufolge von der Dreieinigkeit, von seiner Erlösertat und der Beruhigung, „welche die Welt durch diese Religion erhalten“, gehandelt. Man wird deshalb Hirsch zustimmen, wenn er feststellt: Seine „Betrachtungen“ „stellen eine Spalding geistesverwandte gemeinverständliche Apologetik und Dogmatik dar. Der Bildung und dem Geist der Zeit werden dabei mit den fortschreitenden Jahren mehr und mehr Zugeständnisse gemacht"³².

Diese Aussage bedarf einer leichten Korrektur. Als bildungsfreundlich erweist sich Jerusalem schon im 1. Teil seiner Betrachtungen. Für ihn sind „die Euler, die Segner, die Kästner und Reaumüre eine Ehre und Wohltat unserer Zeit“. Aber nicht nur damit soll sich die Vernunft beschäftigen, vielmehr fragt er herausfordernd: „Ist die Cultur unseres Erdbodens erniedrigender, als die Betrachtung eines anderen Planeten; und die Beobachtung der Insekten unserer Vernunft anständiger, als daß wir unsere Kinder nach dem Stande, den die Vorsehung uns angewiesen zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu erziehen suchen? Und ist denn der philosophische Gipfel, worauf wir stehen, über die gemeine Sphäre der Menschheit schon so erhaben, daß wir Ursache hätten, mit dem stolzen Mitleiden auf den Handwerksmann und Ackermann herabzusehen? ... Haben die Beschäftigungen jener scharfsinnigen Männer (die Euler usw., W. A.) nicht alle die Verbesserung der Handwerker, der Künste, des Ackerbaues und der Schifffahrt zum Endzweck? Sollte nun die Anwendung dieser Theorien ein für unsere Vernunft so niedriges Geschäft sein"³³? Kein Zweifel, der Theologe Jerusalem erkennt der Volksbildung auf praktischem Felde

28 Jerusalem (wie Anm. 15), S. 358, 360, 361, 378f.

29 Hirsch (wie Anm. 25), S. 17.

30 Jerusalem (wie Anm. 15, 2. Theil), S. 38 und 64.

31 Wie Anm. 29.

32 Hirsch (wie Anm. 25), S. 31.

33 Jerusalem (wie Anm. 15), S. 147f.

ebenfalls einen hohen Stellenwert zu. Etwas merkwürdig nehmen sich die „Künste“ in der gemeinen Sphäre aus. Sollten die Schönen gemeint sein, so fällt sein Urtheil an anderer Stelle deutlicher aus. Für ihn bestätigt die Geschichte: „Je weniger Cultur des Verstandes und Geschmacks in den schönen Künsten, desto weniger Sanftmuth, Gefälligkeit und Leutseligkeit in den Sitten“, womit er nicht nur ein persönliches Bekenntnis ablegt, sondern auch eine zumindest später sehr verbreitete Auffassung kennzeichnet³⁴.

In einer weiteren Hinsicht scheint gegenüber den anderen Neologen das Besondere Jerusalems zu liegen.

Sieht man von Jerusalems Bemerkung zu den schönen Künsten ab, so können die übrigen mit den Auffassungen Spaldings übereinstimmen, da auch er das Predigtamt in das politische und gesellschaftliche Daseinsgefüge einordnet. Wenn aber Hirsch meint, Spalding sei gleich allen anderen deutschen Aufklärungstheologen „entschlossener Protestant“ gewesen, so bedarf diese Aussage für Jerusalem noch der Erläuterung. In der Widmung der „Betrachtungen“ wünscht er zwar dem Erbprinzen, er möge von der Wohltätigkeit seiner Religion — und das kann nur die protestantisch-lutherische sein — gestärkt werden, doch dann fährt er bereits verallgemeinernd fort, damit er sich in allen Handlungen seines Lebens als wahrer Christ erweise. Nur im Vorbericht taucht einmal das Wort protestantisch auf, doch in der Betrachtung „Über die Religion“ fehlt es völlig. Für die Vorrangigkeit des Wortes im Gottesdienst setzt er sich entschieden ein und tadelt die Pracht der Altäre, den Pomp und den Weihrauch. Das lenkt, samt den schönen Bildern, den Gläubigen nur vom Wesentlichen ab und verführt ihn, die Äußerlichkeiten bereits mit Religion und Religionsausübung gleichzusetzen. Allerdings warnt er doch recht eindringlich, wenn statt der Religion deren Brauchtum verabsolutiert wird, dann werden die Anhänger dieser Glaubensgemeinschaft alle diejenigen hassen, ja hassen müssen, die andere oder weniger Gebräuche haben. Das Kirchenvolk „wird alle Duldung und freundschaftliche Verbindung mit ihnen für eine Verrätherey gegen Gott halten; und wie sollten die des Scheiterhaufens nicht würdig seyn, die schon gewisse Opfer der Hölle sind“. Aber gilt das nur für das Verhältnis zwischen Protestanten und Katholiken, oder kann man es auch auf die Beziehung zwischen Calvinisten, Zwinglianern und Lutheranern beziehen? Jerusalem nimmt nicht ausdrücklich Stellung. Eindeutig wird er dagegen, wenn er das Mönchswesen kritisiert³⁵. Aber alles geschieht doch mit ver-



Johann Caspar Lavater.

hältnismäßig maßvollen Worten. Diese Art kann nicht erstaunen bei einem Mann, der sich in Holland und England freundschaftlich mit Andersgläubigen verband, Blaise Pascal zustimmend zitierte, und der Wiedervereinigung der Konfessionen eine eigene Schrift widmete³⁶.

Johann Kaspar Lavater (1741–1801)

Bei der Nennung dieses Namens könnte man einwenden, er passe nicht zum Thema; denn Lavater wurde weit weniger als Theologe denn als Autor seiner Unter-

³⁴ Jerusalem (wie Anm. 15), S. 220.

³⁵ Jerusalem (wie Anm. 15), S. 383 ff. u. 416 f.

³⁶ Von der Kirchenvereinigung. Ein Bedenken des Herrn Abts Jerusalem. Neuer nach dem Sinn des Herrn Autoris abgeänderter Druck, o. O., 1772. Pascal: Jerusalem (wie Anm. 15), S. 144.

suchungen zur Physiognomik berühmt. Das ist nicht nur richtig, sondern es lassen sich sogleich diese Werke als Lesestoff in Brabecks Freundeskreis wiederfinden. 1775 subskribierte der hildesheimische Domherr Franz Cölestin Reichsfreiherr von Beroldingen die „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“, die in vier Bänden bis 1778 in Winterthur und Leipzig erschienen. Ob Franz Cölestin durch das Vorgängerwerk „Von der Physiognomik“ (1772) oder durch seinen Bruder Johann Anton Sigismund Nepomuk angeregt wurde, der mit Lavater befreundet war und mit ihm schon 1774 zusammengetroffen sein soll, kann ruhig offenbleiben³⁷. In diesem Fall lassen sich aber auch direkte Kontakte zwischen Brabeck und Lavater nachweisen. Brabeck besuchte ihn zusammen mit seinem Freund, dem Grafen Caprara, 1784 in Zürich³⁸, und umgekehrt machte Lavater 1786 und 1793 bei seinen beiden Reisen in den Norden einen Gegenbesuch. Beim ersten Mal trug er sich in das Besucherbuch nur mit Namen, Herkunftsort und Datum, 26. Juni 1786, ein, beim zweiten Mal, am 4. Juni 1793, fügte er auch noch einen Hexameter hinzu³⁹, der nicht gerade elegant gereimt ist und ein wenig die Auffassung Sophie Reimarus' zu bestätigen scheint, Lavater bemühe sich, „allen alles zu sein“; denn zu den schönen Künsten hat er sonst sicherlich kein intimes Verhältnis entwickelt⁴⁰.

Wenn Lavater in seiner Physiognomik anstrebt, aus Kopfform und Gesichtsschnitt eines Menschen dessen Temperament und Charakter herauszulesen, so ist das unstrittig eine Anleitung zu zweckmäßigem, rationalem Handeln. Jedenfalls werden die meisten seiner Leser solche Kenntnis als höchst nützlich im weltlichen Getriebe angesehen haben. Daß eben diese Kenntnisse auch einem Pastor zur rechten Art der Seelsorge verhelphen können, sei deshalb nicht ausgeschlossen⁴¹. Offensichtlich, und diese Verbindung ist während der Aufklärungszeit alles andere als selten, können rationales und emotionales Denken gleichzeitig in ein und demselben Kopf Platz finden. Letzteres bezieht sich auf Lavaters theologische Ansichten. Wen sie auch nur relativ geringfügig nach außen wirkten, so müssen sie hier dennoch kurz repetiert werden, da sie sich nicht zuletzt in einem Freundes- und Bekanntenkreis widerspiegeln, mit dem auch Brabeck in Verbindung stand.

Zuerst sieht es so aus, als ob sich enge Verbindungen zur Neologie anbahnen sollten. Der zweiundzwanzigjährige Lavater weilte neun Monate lang bei Spalding, der 1763 noch Pastor in Barth war, und empfängt hier

tiefe Eindrücke⁴². Spalding bezeugt, Lavater habe damals durchaus „unter der Regierung einer aufgeklärten überlegenen Vernunft, ohne eine Spur von Schwärmerie“ gestanden⁴³. Auch 1768 muß die innere Übereinstimmung noch groß gewesen sein, zählt doch Lavater Spalding und Jerusalem zu der „verehrungswürdigen

37 Engfer (wie Anm. 4), S. 38. Die hier vorgetragenen Hinweise auf Beroldingen lassen sich nicht bestätigen. Im ersten Satz des auf Goethe bezogenen Absatzes heißt es: „Auf einer Rheinreise im Jahre 1774 machte Goethe mit dem Domherrn seine Bekanntschaft.“ Informiert man sich über diese Rheinreise anhand der von Engfer benutzten Artemis-Ausgabe des Gesamtwerkes (Bd. 10, Dichtung und Wahrheit, Zürich/Stuttgart 1962, S. 666 ff.), so sucht man einen Hinweis auf Beroldingen vergeblich. Man stößt allerdings auf die von Engfer im dritten Satz zitierten letzten beiden Zeilen eines goethischen Knittelverses: „Prophete rechts . . .“ (S. 679), doch beziehen sie sich auf das Geschehen an einem „wunderlichen Wirtstisch in Koblenz“. „Ich saß zwischen Lavater und Basedow: der erste belehrte einen Landgeistlichen . . ., der andere bemühte sich vergeblich . . . zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter . . . Gebrauch sei“ (S. 666 f.). Die hier aufgeführten Quellenbelege für den ersten und dritten Satz fehlen bei Engfer. Er belegt nur die Briefstelle im zweiten Satz (Bd. 18, Briefe 1764–1786, Zürich/Stuttgart 1965, S. 442), die er korrekt wiedergibt. Der Brief ist jedoch „Gegen Speyer über am Rhein“ am 24. September 1779 zu Beginn seiner Schweizerreise geschrieben worden. — Die Kontakte zwischen Goethe und Beroldingen waren wohl nur flüchtiger und mehr geschäftsmäßiger Natur. Folgt man dem Registerband (Zürich/Stuttgart 1971, S. 45), so enthält er nur vier Verweise auf Beroldingen, die sich alle auf den zitierten Briefband beziehen. S. 443 heißt es: „Wir fanden bei Berol(dingen) selbst manches Gute an Gemälden und Kupfern, aber alles durcheinander gekramt, eben eine Hagestolzen Wirthschaft. Er ist des Jahrs 5 Monate in Hildesheim . . .“ Die dritte Stelle gibt nur einen Rückblick auf S. 442, den Besuch bei Beroldingen in Speyer. Der letzte Verweis (S. 493) stammt aus einem Brief an Joh. Heinr. Merck im April 1780. In ihm äußert Goethe, er wolle bei ihm nichts bestellen, denn er wüßte nicht, „auf was für Art man ihm Commission geben und sich auf ihn verlassen könnte“.

38 Julius Forssmann: J. K. Lavater und die religiösen Strömungen des achtzehnten Jahrhunderts (Abh. d. Herder-Ges. u. d. Herder-Inst. zu Riga, 5. Bd. Nr. 2), Riga 1935, S. 127.

39 Besucherbuch (wie Anm. 1): o wie selten ein aug, das alles richtig beurtheilt — wahrheit in allem zuerst dann schönheit sucht und dann würde! Da am liebsten verweilt, wo die Seele den reinsten genuß hat.

40 Forssmann (wie Anm. 38), S. 255.

41 Die Ambivalenz der Physiognomik geht bereits aus dem Titel hervor. Lavater hat sie auch selbst gesehen. Vergl. J. C. Lavater: Physiognomik. Zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Neue Auflage Wien 1829, 1. Bd., S. 22.

42 Forssmann (wie Anm. 38), S. 253. Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche Bd. 18, Leipzig 1906. Hier heißt es im Artikel über Spalding (S. 554): Lavater und Spalding seien zwar im Wesen verschieden gewesen, doch Freunde geblieben.

43 Forssmann (wie Anm. 38), 33.

Schar, die Vertreter des gesunden Verstandes, des guten Geschmacks, der wahren Weltweisheit sind". Die Ideale der Weltweisheit konnten jedoch sein leicht erregbares Gemüt und nach Offenbarung verlangendes metaphysisches Bedürfnis nicht befriedigen⁴⁴.

Schon in den Jahren von 1772 bis 1777 übte Herder einen großen Einfluß auf ihn aus⁴⁵, der 1774 in seinem Werk „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" gegen den Rationalismus und das Weltbild der Aufklärung polemisierte. Dementsprechend schreibt Lavater schon 1773 an Crugot, es falle ihm schwer, der Aufklärungstheologie Spaldings, Eberhards oder Semlers gerecht zu werden, denen „Christus selbst unbekannt und überflüssig" zu sein scheint⁴⁶.

Ist das Zufall, oder läßt Lavater Jerusalem bewußt aus, der seine „Betrachtungen" zur Person des Erlösers erst ab 1779 erscheinen läßt? Schon 1768 hatte er sich indeszen unmißverständlich zum Kreuz, zum Heiland und Richter der Welt, zum Erlöser bekannt, „der die Buße, die Verläugnung aller Sünde zur einzigen Bedingung der Gnade, und die Unmäßigkeit, wie die Ungerechtigkeit, zur Sünde macht; ein jüngstes Gericht; — eine Ewigkeit: — Dieß ist das odium generis humani, wogegen sich mit Recht alle Philosophie empöret." Seine Betrachtung schließt er mit den Worten: „Wenn der Enthusiasmus (die Parteinahme für das Christentum, W. A.) und die Philosophie der Grund von der Unruhe und Ruhe der Welt sind; wer sollen denn hierüber Richter seyn? Ohne Widerspruch wiederum die Philosophen. O lieber die alte Inquisition behalten als dieß neue Tribunal"⁴⁷.

Grundsätzlich ist zu bemängeln, daß Forssmann, der Biograph Lavaters, die Neologen im Unterkapitel „Deismus" aufführt⁴⁸. Dagegen stellt Hirsch von den Neologen fest, sich in der diskursiven Betrachtung des Verhältnisses von Vernunft zur Offenbarung als Antideist zu erweisen, sei eine beliebte und notwendige Sache gewesen⁴⁹. Bei Jerusalem ist jedenfalls in seinen „Betrachtungen" an dieser Position überhaupt kein Zweifel erlaubt. Es dürfte im 1. Teil nur wenige geben, in denen er nicht mehrmals gegen die Deisten zu Felde zöge⁵⁰.

Wenn Forssmann urteilt, Lavater habe nur hin und wieder Anläufe zu einer logisch-wissenschaftlichen Begründung seiner jeweiligen Überzeugungen und Glaubensvorstellungen gemacht und eine einheitliche religi-

öse Weltanschauung überhaupt nicht besessen, so können seine Beziehungen zum jungen Goethe und dessen Einfluß auf ihn in den Jahren von 1773 bis etwa 1780 nur als Bestätigung dieser Aussage angesehen werden. 1774 ist Lavater in Frankfurt, Bad Ems und während einer Lahnfahrt mit Goethe zusammen. An ihr nimmt auch Basedow teil, in Düsseldorf begegnet er Friedrich H. Jacobi. Im Sommer 1775 besucht Goethe zusammen mit den Grafen Stolberg, den Mitgliedern des Göttinger Hainbundes, Lavater in Zürich. Im Herbst 1779 erfolgt Goethes zweiter Besuch zusammen mit seinem Herzog. 1782 setzt die Entfremdung ein und 1786 sehen sich die beiden in Weimar das letzte Mal⁵¹.

Die Entfremdung von Goethe mutet geradezu zwangsläufig an, wenn man den um 1784 einsetzenden Einfluß Friedrich H. Jacobis auf Lavater berücksichtigt, der 1789 wieder endet⁵². Zwar bestanden zwischen Jacobi und Goethe ursprünglich recht freundschaftliche Beziehungen, aber es fehlte später auch nicht an einer scharfen Kontroverse über unterschiedliche Auffassungen. Gegenüber einer verstandesmäßigen Ergründung der Welt entscheidet sich Jacobi für die gefühlsbetonte aus eigenem Erleben. Er glaubt an einen persönlichen Gott, an die Freiheit des menschlichen Willens sowie an die Überlegenheit des menschlichen Geistes über die Natur. In ihrem ausgeprägten Individualismus stimmen Lavater und Jacobi durchaus überein⁵³. Eine Hinwendung zum katholischen Glauben läßt sich bei ihm jedoch nicht feststellen⁵⁴.

Das läßt sich so entschieden von Lavater nicht behaupten, der gegenüber der alten Kirche stets viel Verständnis bewies und sich sogar gegen den Vorwurf des Kryptokatholizismus verteidigen mußte. Der bedeutendste Katholik, mit dem er in langjährigem Gedankenaustausch stand, dürfte der Abt Johann Michael Sailer, späterer Bischof von Regensburg, gewesen sein, der umge-

44 Forssmann (wie Anm. 38), 32.

45 Forssmann (wie Anm. 38), 103.

46 Zitiert nach Forssmann (wie Anm. 38), S. 105.

47 Jerusalem (wie Anm. 15), S. 443, 445, 446 und 448.

48 Forssmann (wie Anm. 38), S. 98 ff.

49 Hirsch (wie Anm. 25), S. 7.

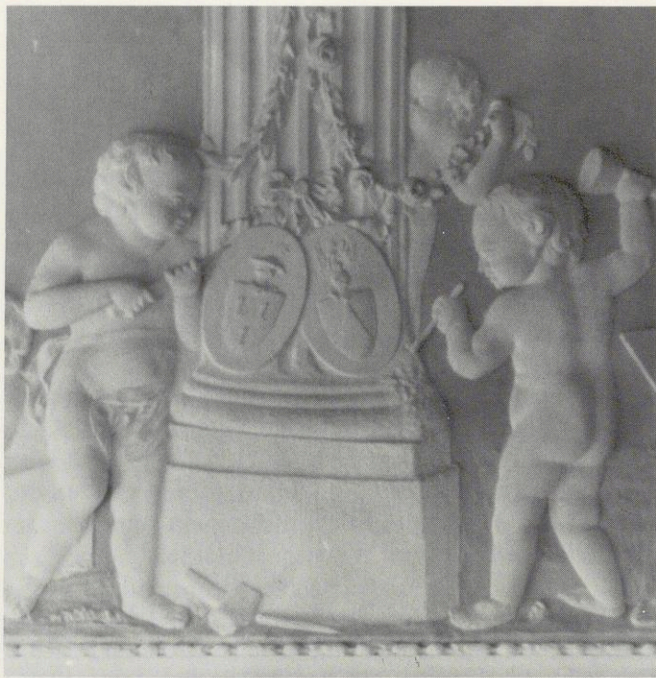
50 Jerusalem (wie Anm. 15), S. 38 ff. als besonders ausführliches Beispiel.

51 Forssmann (wie Anm. 38), Zeittafel S. 267 ff.

52 Wie Anm. 45.

53 Forssmann (wie Anm. 38), S. 128, auch 131. Dazu Prantl: Art.: Friedrich Heinrich Jacobi in: ADB Bd. 13, Leipzig 1881, S. 584.

54 Prantl (wie Anm. 53), S. 581.



Stukkiertes Allianzwappen Brabeck-Weichs im Schloß Söder.

kehrt von seinen Glaubensgenossen wegen seiner Beziehungen zu Protestanten getadelt wurde⁵⁵. Bekehrungsversuchen hat Lavater dennoch ohne Schwierigkeiten widerstanden: Im Katholizismus bliebe, so meint er, kein Raum für das „individuelle Gefühl“, und „den blinden Glauben an die kirchliche Autorität als solche“ hielt er dementsprechend für das gefährlichste Hauptprinzipium der römisch-katholischen Kirche⁵⁶.

Abschließend muß noch auf die Wundergläubigkeit Lavaters eingegangen werden, die seinem Ruf sehr schadete. Besonders die Verbindung mit dem Kopenhagener Hof in seinen letzten Lebensjahren war für ihn ein Unglück. Menschen mit übernatürlichen Kräften, die ihm versprochen, Einblick in die himmlischen Sphären zu verschaffen, war er schon mehrmals aufgesessen. Aber nun sollten ihm in Kopenhagen nicht nur Lichtorakel als Zeichen des Himmels zuteil werden, sondern man wollte ihm sogar eine Begegnung mit dem noch auf Erden weilenden Apostel Johannes verschaffen. 1793 bricht er zu dieser Reise auf, sieht Brabeck, in Schleswig-Holstein unter anderen den Grafen Christian von Stolberg⁵⁷ und genießt hier und anderswo freundschaftliche und ehrerbietige Gastfreundschaft. Indessen ist sein Stern im Sinken. War er 1786 noch in Bremen wie ein Fürst gefeiert worden, so sah er 1793 auf der Rückkehr von Kopenhagen dort nur noch wenige vertraute Freunde. Seine Physiognomik stand längst im Kreuzfeuer der Kritik, und auch sein emphatischer Einsatz seit 1785 für das magnetistische Heil-

verfahren hatte seinem Ansehen geschadet. 1794 vertraut er erneut dem Jüngling Rudolf Herrmann, der ihm eine Begegnung mit dem Apostel Johannes verspricht, Freunde — auch Sailer — warnen vergeblich. Lavater wird das Opfer der Spottlust der Züricher, er vereinsamt zunehmend. 1795 wählen die Züricher Geistlichen nicht ihn, sondern Johann Jakob Hess zu ihrem Antistes⁵⁷.

Versuch einer Deutung

Zuerst sei auf das auffälligste Phänomen eingegangen: die Medaillons zweier protestantischer Geistlicher an der Decke des Vestibüls, die ein katholischer Schloßherr und früherer Domherr dort anbringen ließ. In religiöser Hinsicht vermag das Porträt des Katholiken Montesquieus kein Gegengewicht zu bieten, selbst wenn ihn Jerusalem verschiedentlich zustimmend zitiert⁵⁸. Die drei Abgebildeten unterschieden sich sicher nicht unerheblich in ihren persönlichen Auffassungen. Eins ist ihnen jedoch gemeinsam: sie wurden nicht nur vom Strom der Aufklärung erfaßt, sie beeinflussten auch dessen Verlauf.

Um dem Phänomen, der starken Hinneigung katholischer Geistlicher zu den Ideen der Aufklärung, näherzukommen und es verständlich zu machen, hat Engfer einen praktikablen Weg eingeschlagen. Er ist ihn jedoch nicht zu Ende gegangen, vielmehr hat er sich auf einem Seitenweg verloren.

Zuerst zitiert Engfer Sebastian Merkles Werk „Die kirchliche Aufklärung im katholischen Deutschland“, Berlin (1910), von dem es heute heißt, es habe zusammen mit seinen anderen kirchengeschichtlichen Arbeiten „die Voraussetzung für eine katholische Beurteilung ... der Aufklärung“ geschaffen⁵⁹. Diesem Buch will Engfer aber keine nachhaltige Wirkung zugestehen, denn er wendet sogleich seine Aufmerksamkeit Johann Baptist Sägmüller zu, der scharf gegen Merkle polemisiert und von allgemeinen Erörterungen auf diesem Gebiet keinen reichlicheren wissenschaftlichen

55 Lexikon für Theologie und Kirche 9. Bd., Freiburg 1964, Sp. 214f., Art.: Johann Michael Sailer.

56 Forssmann (wie Anm. 38), S. 129.

57 Wie Anm. 51.

58 Jerusalem (wie Anm. 15), S. 89, 227, 430.

59 Meyers enzyklopädisches Lexikon. Bd. 16. Mannheim 1976, S. 85.

Ertrag mehr erwartet und deshalb Detailarbeit fordert⁶⁰. Er selbst hat sie durchaus vorgelegt, doch vermag sein Vorgehen nicht zu befriedigen. Dadurch, daß er der allgemeinen Entwicklung während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur recht geringe Aufmerksamkeit schenkt, verliert er sich in personelle und lokale Einzelheiten. Dieses Vorgehen erleichtert ihm die Einteilung der besprochenen Laien und Theologen — auch Orte, besonders Universitätsorte — in die Kategorien: der Aufklärung verfallen oder der Aufklärung widerstehend. Entsprechend der Zugehörigkeit widerfährt den Zugehörigen scharfer Tadel oder sie werden als rechtschaffen gelobt⁶¹.

Engfer zitiert sodann ausführlich Max Braubach als Repräsentanten der Detailforschung und dessen Ergebnis, wonach man bei den führenden Personen in dieser Epoche nicht in erster Linie von einer offenbarungsfeindlichen Tendenz sprechen kann, sondern daß diese kirchlichen Vertreter der Aufklärung die ehrliche Absicht hatten, eine Synthese zwischen dem Alten und Neuen zu finden. An dieser Stelle bricht Engfer ab und wendet sich den Zuständen im Hochstift während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu, wobei er eingehend die Tätigkeit der beiden letzten Fürstbischöfe Friedrich Wilhelm Freiherr von Westphalen und Franz Egon Freiherr von Fürstenberg beschreibt⁶².

Mit dieser Hinwendung zu den Verhältnissen im Hochstift gerät er in eine Sackgasse. Wenn sich einige, sicherlich die geistig regsamsten Mitglieder des Domkapitels Ideen der Aufklärung zu eigen machten, so war dafür nicht die Art des Regierens und der persönliche Lebensstil der letzten beiden Fürstbischöfe maßgebend. Die Aufklärung ist eine westeuropäische Geistesbewegung, die erst England, dann Frankreich und — hier gemäßiger — Deutschland erfaßte. Sie machte naturgemäß an den Grenzen von Territorialstaaten nicht halt, schon gar nicht an denen des Hochstifts Hildesheim, das zu den unbedeutenden deutschen Kleinstaa-ten gezählt werden muß. Das sieht auch Engfer. Gegen solch eine Bewegung war es nicht abzuschirmen, und umgekehrt unterhielten die Domherrn so viel interterritoriale Beziehungen, bei Brabeck trug sich nach der Französischen Revolution überdies eine nicht unbedeutende Zahl geflohener französischer Adliger ein, daß sie mit dem gesamtdeutschen Geistesleben hinreichend vertraut waren. Wenn man sich in der Aufklärungszeit gegen geistige Bevormundung, überhaupt gegen den Obrigkeitsstaat wandte, so richtete sich dieses Begehren — mehr oder weniger — gegen einen Grund-

zug in der Regierungstätigkeit aller deutschen Territorialstaaten. Das gleiche trifft erst recht für die Religion zu. Wirft man den Kirchen, und dabei ist es gleichgültig, ob man von der katholischen, lutherischen oder reformierten spricht, dogmatische Erstarrung vor, so mußte die Kritik immer auf die gesamte Kirche bezogen werden. Die Dogmen aller drei genannten Kirchen hatten interterritoriale Gültigkeit.

Beschreitet man das Stück des Weges, den Engfer einschlug, aber nicht weiter beging, so kann zuerst Anton Anwander zitiert werden. Er beantwortet die Frage, die sehr lange gar nicht gestellt wurde. Es nützt wenig, die Zugehörigkeit von Domherrn zu Logen eingehend zu belegen, darüber auch zu klagen, übrigens eine gesamtdeutsche Erscheinung⁶³, wenn man nicht überlegt, warum sie das taten. Das Phänomen läßt sich nicht einfach mit dem Verführerischen aufklärerischer Ideen abtun. Sie sind das nur in dem Maße, wie die alten Lehren kein Gegengewicht mehr zu bieten vermögen. Da die Ideengeschichte der Menschheit keinen Stillstand kennt, müssen sich die Kräfte des Beharrens ständig mit denen des Fortschritts auseinandersetzen. Bei diesem Prozeß waren die katholische Kirche und der katholische Süden Deutschlands im 18. Jahrhundert nach weit verbreiteter Auffassung ins Hintertreffen geraten. Der Norden gewann, so Anwander, die Führung. Er hatte die Bahnbrecher: Leibniz, Kant, Lessing, Goethe, und „selbst einem Schlözer und Nicolai hatte das katholische Deutschland keinen Namen von gleichem Aktionsradius zur Seite zu stellen. Göttingen, Halle, Leipzig, Berlin gingen mit einem neuen Wissenschaftsbetrieb voran. Der Adel machte Miene, seine Bildung dort zu holen“⁶⁴.

Man kann den gleichen Zustand auch negativ beschreiben. Nach Schnürer „ergriff die katholischen Länder eine drückende Stimmung der Rückständigkeit, für die

60 Engfer (wie Anm. 4), S. 29.

61 Johann Baptist Sägmüller: Wissenschaft und Glaube in der kirchlichen Aufklärung (c. 1750–1850), Essen 1910, passim.

62 Engfer (wie Anm. 4), S. 30–34.

63 Sägmüller (wie Anm. 61), S. 74 f. Auch Schnürer (wie Anm. 65), S. 258 ff. Sägmüllers polemische Ausführungen gegen Merkle hält bereits Anwander (wie Anm. 64), 1932 für überzogen (S. 140, Anm. 150). Für Hildesheim bestätigt das Engfer (wie Anm. 4), S. 41.

64 Anton Anwander: Die allgemeine Religionsgeschichte im katholischen Deutschland während der Aufklärung und Romantik (Salzburger Abh. u. Texte z. Wiss. u. Kunst, Bd. IV), Salzburg 1932, S. 14.

man die Kirche verantwortlich machte". Die eigentliche Ursache sah man in der Schultätigkeit der Orden, bei denen eine Reform dringend notwendig war, aber aus eigener Kraft „nicht vorgenommen werden konnte". Deshalb mußte in Österreich, Frankreich und Spanien der Staat eingreifen. „Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu hatte auch keine Änderung in den katholischen Unterrichtsanstalten hervorgebracht, obwohl man in Deutschland dem Monopol, das die Jesuiten auf den Universitäten ausübten, die Hauptschuld für das Zurückbleiben zuschrieb."⁶⁵

Neben die Auffassung zweier katholischer Autoren seien noch einige Grundsatzaussagen des Lexikons für Theologie und Kirche gestellt. Danach wurden über den gefährlichen Konsequenzen der modernen Ideen die positiven Anknüpfungspunkte übersehen, nämlich die Förderung der positiven Theologie, besonders der theologischen Quellenforschung, der liturgischen Erneuerung und christlichen Verkündigung, die Konzentration der Seelsorge, die gestärkte Stellung des Pfarrers und Bischofs. Bemühungen dieser Art auf katholischer Seite wurden als unkirchlich verdächtigt wie der Kampf gegen den Aberglauben, Mißbräuche des religiösen Brauchtums und die textkritische Behandlung der Bibel. „Inwieweit von gesundem Fortschritt zu reden ist oder inwieweit die kirchliche Linie verlassen worden ist, muß von Fall zu Fall untersucht werden." Abschließend wird von der (katholischen, W. A.) Theologie im Zeitalter der Aufklärung gesagt, es habe zwar einige Reformen gegeben, „aber keine durchgreifende Erneuerung. Diese erfolgte erst unter dem Einfluß der Romantik und Restauration im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts"⁶⁶ In dieser Lage konnte also derjenige, der an der geistigen Auseinandersetzung seiner Tage teilnehmen und dem Fortschritt der Naturwissenschaften folgen wollte, den Kontakt mit Protestanten nicht vermeiden, zumindest mußte er ihre Schriften lesen.

Die wohl wichtigste Frage, inwieweit Brabeck die „kirchliche Linie" verlassen habe, muß gestellt werden. Läßt sich seine Hinwendung zur protestantischen Neologie dafür als Zeugnis ansehen? Diese Frage ist zuerst zu präzisieren. Zwar trägt sich schon am 29. Juni 1781 Johann Joachim Spalding in Brabecks Besucherbuch ein, nach Hirsch ein bedeutenderer Neologe als Jerusalem, aber als der Schlossherr rund zehn Jahre später die Medaillons anbringen läßt, entscheidet er sich für den letzteren. Das erscheint nicht unwichtig; denn anders als die übrigen Neologen steht Jerusalem Andersgläu-

bigen toleranter gegenüber und dem ökumenischen Gedanken jener Tage näher. Können die wesentlichen Punkte neologischer Auffassung, die hier relativ ausführlich referiert wurden, überhaupt einen Katholiken seinem Glauben entfremden? Das erscheint bei ihrem elementaren Charakter nicht gut möglich, sie sind allgemein christlich. Allerdings gehört zum katholischen Glauben essentiell mehr. Erst in der Beschränkung auf die neologische Auffassung läge die Abwendung. Ob und inwieweit sie erfolgte, kann auf Grund der hier ausgewerteten Quellenlage nur angedeutet werden. Zwei kleine Hinweise seien nicht übergangen. Bei ihrem Besuch in Söder bemerkte Caroline Schlegel eine merkwürdige Zusammenstellung auf Brabecks Schreibtisch. Auf einem antiken Altar mit Basreliefs stand eine in Holz geschnitzte Madonna, das Kind auf dem Arm, „ein Skapulier über denselben hängend, von Albrecht Dürer". Über diese Kombination habe sich, so Brabeck, ein Engländer mokiert und er habe ihm daraufhin verärgert geantwortet: „Ey seht ihr denn nicht, daß ich den Triumph unsrer Religion damit andeuten will, daß ich die Madonna auf dieses piedestahl stelle?" Eine Madonna auf dem Schreibtisch konnte in jenen Tagen nur als Bekenntnis zum Katholizismus gewertet werden. Hätte die Figur nur der Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse gedient, hätte sie Brabeck ganz sicherlich anders aufgestellt; denn bei aller Kritik Carolines an Brabecks Gehabe bescheinigt sie ihm uneingeschränkt ein hochentwickeltes Stilgefühl⁶⁷.

65 Gustav Schnürer: *Katholische Kirchen und Kultur im 18. Jahrhundert*, Paderborn 1941, S. IX. Ausführlicher S. 222 ff. u. 247 ff.

66 *Lexikon für Theologie und Kirche* Bd. 1, Freiburg 1957, Sp. 1063 u. Sp. 1065 f.

67 Karoline Schlegel: *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*. Nach Georg Waitz, verm. hrsg. von Erich Schmidt 2. Bd., Leipzig 1913, S. 7 ff. (Braunschweig) d. 15ten (—24.) Oct. (1800). Über Brabecks Auftreten heißt es: Das Unternehmen (Schloß Söder und seine Ausstattung, W. A.) ist gewiß in Deutschland einzig, und blos Brabecks eigne Betriebsamkeit, wie alles seine eigne Idee ist. Es ist keine Spiegelfechterey, Söder ist sein Werk, und er hat ächten Sinn. Dehmohngachtet, wieviel fehlt ihm um der Oheim zu seyn. Man möchte ihn lieber nicht zum Führer haben, weil er mit unaufhörlichem Geräusch von der stillen Übereinstimmung des Ganzen zu überzeugen strebt und jede kleine Absicht und Verdienst ins helle Licht rückt, die schon genugsam für sich reden würde. Das giebt nun ein kleinliches Wesen bey einer so seltenen Größe und Reinheit der Anschauung. Wir haben ihm den Wilhelm Meister empfohlen, es wird gewaltig auf ihn wirken, wenn er von dem Hause des Oheim liest. Die Grossheit wird ihm indessen schwerlich eingeimpft werden können. Ostentation (Schaustellung, Prahlerei, W. A.) hat er übrigens gar nicht, es ist nur die unbändige Freude an seinen

Will man nicht einen anderen Aspekt der neologischen Theologie verabsolutieren, auf den noch zurückgegriffen werden muß, so schließen das Medaillon Jerusalems und die Madonna auf Brabecks Schreibtisch seine totale Hinwendung zur einen oder anderen Seite aus. Ein Ergebnis läßt sich jedoch erzielen, wenn in Betracht gezogen wird, wie heute von katholischer Seite die protestantischen Neologen beurteilt werden. Es heißt: zu Beginn der Aufklärung hätten Offenbarung und Vernunft noch in einem friedlichen Dualismus miteinander gestanden. Danach seien die Neologen einen Schritt weiter gegangen und hätten zwar die übernatürliche Offenbarung bestehen gelassen, sie aber nur noch als Stütze der natürlichen Religion gewertet. Das ist einmal eine *Contradictio in adjecto*. Die natürliche Religion wird definiert als ein Glaube, dessen Erkenntnisse und Einsichten sich ausschließlich auf die natürliche Vernunft gründen, sie stellt also einen Vernunftglauben dar, der im Gegensatz zu einem Glauben steht, der sich auf die übernatürliche Offenbarung stützt⁶⁸. Hier wurde zum andern ausführlich Jerusalem zitiert, der wie die anderen Neologen darstellt, wie die allein auf Vernunft gegründete Religion im Laufe der Geschichte zum Aberglauben pervertiert und erst durch die christliche Offenbarung zur wahren Religion wird. Wird die Offenbarung zum integrierenden Bestandteil erklärt, so ändert sich das Wesen der Religion grundsätzlich. Von der natürlichen Religion kann sie nur noch einzelne Züge weiterführen, und wenn dabei an den hauptsächlichlichen gedacht wird, die Menschen auf den Pfad der Tugend zu führen, so läßt sich das durchaus mit dem christlichen Glauben vereinbaren. Abschließend wird von den Neologen gesagt, hinter ihren Bestrebungen habe die apologetische Absicht gestanden, die christliche Wahrheit vor den radikalen Freigeistern zu retten⁶⁹. Bedenkt man, in welchem Umfang sie zu Brabecks Zeiten auch auf den katholischen Universitäten anzutreffen waren, Würzburg sei als herausragendes Beispiel genannt, wo einer der Professoren sogar die Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur in Christus leugnete⁷⁰, so wird eins deutlich: Brabeck hütete sich vor den Extremen, er war auf religiösem Gebiet ebensowenig ein Revolutionär wie auf politischem Felde.

Allem Anschein nach sollte man aus dem Austritt Brabecks aus dem geistlichen Stand keine weitreichenden Schlußfolgerungen über seine Nähe zur Religion ziehen, wenn nicht bedacht wird, wie sich sein Eintritt in diesen Stand vollzog. Ohnehin handelt es dabei um keine dogmatische, sondern um eine kirchenrechtliche

Angelegenheit. Bei Beroldingen und Spiegel bringt Engfer immerhin ein gewisses Verständnis für ihre persönlichen Schwierigkeiten auf, die ihnen der geistliche Stand bereitete; bei Brabeck fehlt es hingegen. Von ihm bemerkt er nur, sein Austritt bewiese, „wie wenig innerliche Neigung zum geistlichen Stand er hatte“. Dieser Feststellung soll keineswegs widersprochen werden, doch muß darauf hingewiesen werden, aus welchen Gründen er dafür bestimmt wurde. Sein Vater Jobst Edmund hatte aus erster Ehe eine Tochter, aus der zweiten drei Söhne und fünf Töchter. Nun war der Vater alles andere als ein unvermögender Mann, verfügte er doch allein über sieben Güter, doch wählte er einen Weg, der damals oft gegangen wurde. Zwei Töchter kaufte er in das westfälische Stift Metelen ein, zwei Söhne, Hermann Werner und Moritz, wurden für den geistlichen Stand bestimmt⁷¹. Moritz erhielt bereits mit dreizehn Jahren die Tonsur, in einem Alter also, in dem auch nach kanonischem Recht dieser Schritt noch nicht vollzogen werden durfte⁷². Die Eltern sahen es jedoch als vorrangig an, ihm die freigewordene Präbende des Johann Friedrich Adam von Bocholtz zu sichern⁷³. Der zum Erben der Lehen ausersehene älteste Bruder Jobst Edmund, nach dem Vater geheißen, starb jedoch schon 1779, der ältere Bruder Hermann Werner, Domherr zu Hildesheim, Paderborn und Münster, folgte ihm 1785 in den Tod⁷⁴. Nach dem Lehnsrecht fielen da-

Hervorbringungen. Er ist auch nicht adelstolz und nur bemüht dem, ders versteht, die Sache recht ans Herz zu legen. Folgende Briefstelle (S. 9), läßt auf eine Verbindung zwischen Goethe und Brabeck schließen, deren Art unbekannt bleibt: „Du Lieber (Schelling, W. A.) hast so freundlich gewünscht den Anblick der Ausstellung (die Gemäldegalerie, W. A.) bey Goethe mir verschaffen zu können . . .“

68 Johannes Hoffmann (Hrsg.): Wörterbuch der philosophischen Begriffe, Hamburg 1955, S. 423. Sinngemäß übereinstimmend: Meyers enzyklopädisches Lexikon Bd. 16, Mannheim 1976, S. 817.

69 Wie Anm. 66, Sp. 1064.

70 Sägmüller (wie Anm. 61), S. 61.

71 Nach Anton Fahne (von Roland): Geschichte der Westphälischen Geschlechter, Köln 1858, S. 72 f.

72 Engfer (wie Anm. 4), S. 40, berichtet selbst Tatsache und Alter. Die fehlende Quelle sei hier nachgetragen: Dombibliothek Hildesheim/Beverina: Hs. 819 pag. 307.

73 Engfer, wie zuvor, wurde im Hinblick auf das „Betreiben der Eltern“ und die fragliche Präbende gefolgt. Als Quelle sind die domkapitularischen Protokolle zu vermuten.

74 Fahne (wie Anm. 71) gibt als Todesjahr 1784 an, doch gibt es bei ihm im bereits zitierten Stammbaum etliche Druckfehler. Moritz' Geburtsjahr wird in ihm korrekt mit 1742 angegeben, eine Seite zuvor mit 1728. Hier wird auch berichtet, Brabeck habe seine Güter in Westfalen verkauft. Bei der Eheschließung hat er sie jedenfalls noch besessen (vgl. Anm. 76).



Gedächtnismal für den Besuch des Grafen Caprara in Söder.

nach alle im Lehnsnexus stehenden Vermögensteile an den letzten männlichen Erben⁷⁵. Dieser trat aus dem geistlichen Stande aus und heiratete am 19. Februar 1788 die Freiin Francisca von Weichs zur Wenne. Die Erlaubnis zur Eheschließung hatte vorher der Papst erteilt. Sie soll von seinem Freund, dem Grafen von Caprara, erwirkt worden sein⁷⁶.

Liest man Rolands Beschreibung des Schlosses Söder, so läßt sich der Eindruck nicht vermeiden, der Autor habe mit Akribie alles hervorgekehrt, was den Ruhm des Bauherrn stärken könnte. Wenn aber die Schloßkapelle überhaupt nicht erwähnt wird, so könnte daraus auf eine gewisse Distanz Brabecks zur Religion geschlossen werden. Allein diese Vermutung erweist sich bei gründlicher Betrachtung als unbegründet⁷⁷. Dage-

⁷⁵ Nach Brabecks Aussage im Testament (August Grebe: Auf Hildesheimischen Boden. Hildesheim o. J. [um 1885], S. 179) vererbte er das Fideicommiß-Vermögen seines Vaters, das einer noch engeren rechtlichen Bindung als einfache Lehen unterliegt, auf seinen Sohn Clemens, doch bleibt offen, welche Bestandteile dazugehören. Der Lehnsnexus wird angesprochen. Die von Engfer

(wie Anm. 6, S. 35, Anm. 23) zitierte Archivalie der Beverina (B X 14) konnte mir nicht vorgelegt werden.

⁷⁶ Das Datum der Eheschließung ist eindeutig belegbar. Kath. Kirchenbucharchiv der Diözese Hildesheim: Hild. Dom, KB 4, pag. 100. Bei dem vorausgegangenen dreimaligen Aufgebot wird Brabeck noch der Titel eines Domkapitulars zu Hildesheim und Münster zugelegt und er wird außerdem als Herr zu Höltinghausen, Lethmate, Hemmern, Vogelsang, Söder, Nienhagen, Lüderode etc. bezeichnet. Dann heißt es, er habe nach voraufgegangener Proklamation und Niederlegung seiner Präbenden und Kanonikate geheiratet. Damit läßt sich nicht recht zusammenfügen, er habe den förmlichen Antrag erst am 21. Februar gestellt. Die von Engfer genannte Quelle (wie Anm. 4, S. 41 Anm. 103 [Beverina: Hs. Dr. Kraatz C 188]) wurde eingesehen, läßt jedoch keinen Bezug erkennen. Im Hinblick auf die Geburt stimmen bei Hermann Blume (Schloß Söder. In: Alt Hildesheim, 1/1919, S. 68) weder Ort noch Datum (Brabeck im Amt Friedeburg, recte: Brabecke im Amt Fredeburg, W. A.) statt Hildesheim; 4. August 1738 richtig 27. Januar 1742. Das zuletzt genannte Datum verwendet auch Engfer (wie Anm. 4, S. 40, Anm. 98), doch sind die gebrachten Quellenhinweise irreführend. Der korrekte sei deshalb hier nachgetragen: Kirchenbucharchiv der Diözese Hildesheim: Hild. Dom, Bd. 3 Taufmatrikel 1724–1810. Eintragung unter dem Taufdatum 30. Januar 1742. Dramatisch hört sich bei Blume der Tod Brabecks an (S. 72). „Er starb, von Wilddieben erschossen, am 8. Januar 1814 auf seinen Besitzungen in Westfalen“. Engfer (wie Anm. 4, S. 41) bestätigt das Datum, nennt aber als Sterbeort Hildesheim. Da kein Quellenhinweis gegeben wird, sei er nachgetragen: Kirchenbucharchiv der Diözese Hildesheim: Hild. Dom, Bd. 9, Bestattungsmatrikel 1804–1809. Hier finden sich die Angaben, Brabeck sei am 8. Januar nachts um 1 Uhr an Entkräftung gestorben. Am 13. Januar wurde er im Gewölbe bei den Kapuziner-Patres bestattet. Der Pfarrer, der die Identität des Toten bestätigte, war der am Dom tätige Jos. Hantelmann, und wenn er hierfür zuständig war, muß Hildesheim der Sterbeort gewesen sein. Freundliche Auskunft vom Leiter des Kirchenbucharchivs Herrn Pfarrer Machens. Mit Sicherheit ist auch Hermann Blumes Aussage im zweiten Teil falsch, wonach Caprara den Dispens erwirkt und überbracht habe (S. 68). Der Dispens lag bei der Eheschließung am 19. Februar 1788 laut Kirchenbuch vor, während der Graf Caprara ab 1779 bis zu Brabecks Tod laut Besucherbuch nur einmal bei Brabeck weilte, nämlich am 19. Juli 1791. Brabeck muß zu diesem Zeitpunkt aller Wahrscheinlichkeit noch in Hildesheim gewohnt haben. Das Gedächtnismal für den Besuch hat er wohl erst später in Söder aufrichten lassen. Es trägt dasselbe Datum. Blume, der grundsätzlich keine Quellenbelege bringt, gibt auch das Ende des Schloßumbaues falsch (siehe Tafel am Schloß) mit 1792 statt 1796 an.

⁷⁷ Im Brief Caroline Schlegels (wie Anm. 67) heißt es, „nur die Capelle ist noch in ihrer alten — nicht Einfalt sondern — Ungestalt verblieben. Wenn die fertig ist, habe ich ihm eine neue Wallfahrt dahin versprochen“. Bei der konstatierten Ungestalt hätten eigentlich vier neue Gemälde auffallen müssen, die Joseph Gregor Winck für die Schloßkapelle gemalt haben soll (Franz Josef Wothe: Die Kapelle von Söder im kirchengesch. Zusammenhang. In: Jb. d. Ges. f. nds. Kirchengesch. 83/1985, S. 126). Der Auftraggeber müßte Moritz' älterer Bruder Hermann Werner gewesen sein, dem 1781, dem Todesjahr Wincks, Söder noch gehörte. Kurz vor seinem Tode trägt sich Winck am 19. 4. 1779 als „Fresco Mahler in Hildesheim“ in das Besucherbuch ein.

gen muß auf eine Äußerung zum Religiösen eingegangen werden, die von ihm selber stammt.

In seinem Testament vom 11. 12. 1811 gibt er Anweisungen, wie sein Sohn erzogen werden und er sich später selbst verhalten soll. Auf den vier Druckseiten, deren vielfältige Anordnungen und Ratschläge für die Erziehung hier nicht referiert werden können, findet sich nur ein ziemlich lapidarer Hinweis. Natürlich soll der Sohn viel reisen, aber nach jedem einmonatigen Aufenthalt an einem großen Hofe muß er zwei Monate auf dem Lande, einen Monat in einer großen Handelsstadt, „10 Tage in einem Dorfe in Gesellschaft eines braven Predigers“, dann eine unbestimmte Zeit in einer Fabrikstadt, dazu in einer Bergwerksstadt und schließlich vier bis sechs Wochen in Göttingen zu bringen⁷⁸. Das ist wahrhaftig nicht viel, selbst wenn man die Empfehlung hinzunimmt, neben vielen anderen Werken solle er auch Marefols schöne Predigten lesen. Die religiöse Erziehung wird zwar nicht übergangen, aber eine beeindruckende Stelle nimmt sie im Erziehungsplan seines Sohnes wahrhaftig nicht ein.

Im Gebrauch des Wortes „Prediger“ liegt noch einmal ein Rückbezug auf die Neologen, auch wenn es einen katholischen Geistlichen keinesfalls ausschließt. Das Wort nahm bei diesen Theologen im Gottesdienst eine zentrale Stellung ein, und deshalb haben sie dem Predigen stets große Beachtung zugemessen. Spaldings lehrreichstes Werk ist die mehrmals aufgelegte Schrift „Über die Nutzbarkeit des Predigtamtes und dessen Beförderung“ von 1772. Aber auch Jerusalem hat auf diesem Gebiet Bedeutendes geleistet. Als Abt des Klosters Riddagshausen oblag ihm die Leitung des dortigen Predigerseminars, der er sich immerhin an einem Tage der Woche selbst widmete. Ob diese Tätigkeit oder seine gedruckten Predigtsammlungen das Angebot Friedrichs II. von Preußen auslösten, kann offen bleiben. Er trug Jerusalem die Abtei und Leitung des Pädagogiums im Kloster Bergen verbunden mit der Generalsuperintendentur in Magdeburg an, doch lehnte der Berufene ab⁷⁹.

Wurde damals bei der Ausbildung der protestantischen Geistlichen etwas geleistet, das damals vielen als vorbildlich galt, so übte Brabecks Freund Beroldingen am Ausbildungsstand der katholischen heftige und bittere Kritik. Seiner Meinung nach war er in den Kapitelsitzungen Zeuge der „stupidesten Ignoranz und willkürlicher Entscheidungen“. Es schmerzte ihn, wenn er sich gerade hier von „unwissenden Schwätzern, hochmüti-

gen Dummköpfen, inkonsequenten Starrköpfen, launischen Eseln und bigotten Bösewichten“ umgeben sah. Um diesen Zuständen abzuhelpen, verfolgte er mit dem ehemaligen hildesheimischen Mitkapitular Spiegel die Absicht, in Bonn ein Bildungsinstitut für junge Adlige einzurichten, die später in die deutschen Domkapitel eintraten⁸⁰.

Die Bemühungen um Bildung, einem Grundzug der Aufklärung, den sich die Neologen mit am frühesten zu eigen machten, fanden bei Brabeck ein lebhaftes Echo, allerdings nicht im theologischen Bereich, wie bei seinen Freunden Beroldingen und Spiegel, sondern im weltlichen. Zuerst versuchte er die Aufmerksamkeit des hildesheimischen Publikums auf das Philantropin in Dessau zu lenken, dem keine lange Blütezeit beschieden war⁸¹. Am 2. Juli 1780 weilte dessen dritter Direktor Wolke bei Brabeck. Eine der pädagogischen Hauptideen der Philanthropen, dem Schüler später im Leben verwertbare Kenntnisse mitzugeben, fiel bei Brabeck auf fruchtbaren Boden. Der Sohn Clemens soll nicht nur ein Jahr lang mineralogische und medizinische Collegia besuchen, sondern auch Geometrie, Mechanik und Chemie die doppelte Zeit lang hören. Hier sei an Jerusalem erinnert, der den „Reaumüren“ hohes Lob zollte. Der Abt warb aber auch für die Bildung des Handwerksmannes, so daß auf Brabecks Schrift von 1799 verwiesen werden muß, in der er sich im Hochstift Hildesheim für die Förderung der Gewerbe einsetzte. Auch die Landwirtschaft wird nicht vergessen. Clemens soll in Söder „Ackerbau und Registerführung“ lernen, und der Vater verpflichtet ihn weiterhin, hier eine Schule zu „fundieren“. Das ausgesetzte Kapital von 8000 Talern erbrachte bei der damals üblichen Verzinsung 320 Taler jährlich, immerhin den vierfachen Jahreslohn eines Hildesheimer Bauhandwerkers⁸².

78 Grebe (wie Anm. 75), S. 180ff.

79 Meyen (wie Anm. 16), S. 165. Erwähnenswert ist hierbei, daß die einzige Tätigkeit, die Jerusalem im theologischen Bereich tatsächlich ausübte, die Leitung des Predigerseminars in Riddagshausen war. Auch das Amt des Vizepräsidenten des Konsistoriums war nur eine Sinekure, da er schon bei der Berufung von allen Amtsgeschäften entbunden wurde.

80 Engfer (wie Anm. 4), S. 38.

81 Albert Reble: Geschichte der Pädagogik 1. Bd., Stuttgart 1959, S. 149. Basedow hatte bis 1771 immerhin 15000 Taler im wahren Sinne des Wortes zusammengetrommelt. In der Höhe der Summe spiegelt sich das allgemeine pädagogische Interesse der Zeit.

82 Walter Achilles: Die einkommensbedingte Nachfrageelastizität nach Veredlungsprodukten bei niedersächsischen Bauern und Nichtlandwirten um 1770. In: VSWG 62/1975, S. 541.

Natürlich soll der Sohn sich auch in den schönen Künsten ausbilden, und auf diesem Felde ergibt sich noch einmal ein Brückenschlag zu Jerusalem, der außerordentlich tragfähig zu sein scheint. In seinen „Betrachtungen“ macht sich der Abt auch Gedanken über ein Leben im Luxus, das keinesfalls unmoralisch zu sein braucht, und, falls es „von der Sittlichkeit geleitet wird, dem Staat allerdings vortheilhaft“ ist. Zuerst hat der Reiche die Not seiner Brüder zu lindern. Da die „wahre Religion so fanatisch-mürrisch nicht“ ist, braucht man die „unschuldige Empfindung des Schönen“ nicht zu verdammen. Pflicht ist es allerdings, daß der Reiche „das Vermögen, welches ihm Gott gegeben, mit Vernunft und eine seinem Stande gemäße Art, zur Beförderung des allgemeinen Gewerbes und zur Ermunterung der Künste verwende“. Es darf nicht nur dem „eigenen bequemeren Leben“ dienen, sondern muß „auch zur bessern Erziehung der Ihrigen“ verwendet werden. Dann trägt er auf eine „weit edlere und thätigere Art“ „zur Wohlfahrt der Societät, worinn er lebt“ bei, „als wenn er all seinen Reichthum zu solchen Stiftungen verwenden wollte, welche die gegenwärtige Noth der Armen zwar mindern, aber im Ganzen die Armuth auch vermehren würde“⁸³.

In diesen Ausführungen kann man geradezu die Leitlinie erblicken, die Brabeck beim Zusammentragen, der Anordnung und dem Zugänglichmachen seiner Gemäldegalerie befolgte. Dazu gehört auch der Gedanke, durch Kopieren junge Künstler zu bilden und außerdem ihre Produkte über die chalkographische Gesellschaft zu Dessau, an der Brabeck beteiligt war, nutzbringend zu verwerten. Das Endziel war, den Geschmack eines breiten Publikums in typisch aufklärerischer Art zu bilden und zu heben.

Im Vergleich zu den mehrfachen und ineinander verflochtenen Beziehungssträngen zwischen Jerusalem und Brabeck, ist das Verhältnis zwischen ihm und Lavater weit einfacher gestaltet gewesen und es ist daher erheblich leichter zu durchschauen und zu beschreiben.

Wägt man Lavaters theologische Schriften gegen die zur Physiognomik ab, so sind es eindeutig die letzteren, die seinen Ruhm bei den Zeitgenossen begründeten. Herder und Goethe waren von diesem Vorhaben so beeindruckt, daß sie daran mitwirkten⁸⁴.

Nach einer Ansicht, die auf Bonnet zurückgeht, prägt das Wesen eines Menschen sein Antlitz. Da es im Mit-

einander, im Gespräch nicht verborgen werden kann, war die Hoffnung, jetzt umgekehrt aus der Physiognomie den Charakter des Trägers herauszulesen, für viele von unwiderstehlichem Reiz. Ihm ist sicher auch Brabeck erlegen. Vielleicht war bei ihm das Streben nach Menschenkenntnis eher als bei anderen notwendig, denn wenn Caroline Schlegel sein Benehmen richtig geschildert hat, das „mit viel Geräusch“ verbunden war, so wäre Brabeck eher dem extrovertierten Typ zuzurechnen, der stärker auf andere zu wirken bemüht ist, als sie umgekehrt auf sich wirken zu lassen. Dadurch wird die Beurteilung Fremder zwangsläufig erschwert. Womöglich ist sein Auftreten auch als Überkompensation eines von Statur recht kleinen Mannes anzusehen⁸⁵.

Für den Sohn Clemens hatte er in seinem Testament das zitierte abwechslungsreiche Programm festgelegt, wenn jener einen Monat lang an einem großen Hofe gewohnt hatte. Der ständige Wechsel im Umgang mit Menschen anderer Denkart und anderen Standes kann als durchdachtes Trainingsprogramm angesehen werden, sich im Verhalten ihnen gegenüber zu üben und sich rasch auf sie einzustellen. Brabeck betont das auch ausdrücklich. Clemens soll lernen, „in jeder sich ereignenden Lage sich schicken und vergnügt unerschütterbar sein zu können.“ Dieses Vorhaben wird auch theoretisch fundiert. „Lavaters kleine Bücher, Wieland: la Bruyere, Rochefaucault, Gratian: homme de cour, und solche stets mit Psychologie verwebte Bücher, und nie Romane, muß er lesen.“ Später werden auch bei Montesquieu zwei Titel genannt, deshalb darf man wohl feststellen, im Hinblick auf Lavater ist Brabeck nicht gerade präzise, aber eins steht fest: nicht seine religiösen Schriften sind von Belang, sondern die mit Psychologie verwebten Bücher.

Dennoch wäre es falsch, die Religion ganz aus der Betrachtung auszuklammern. Den Neologen stand Lavater nur als junger Mann näher, später kritisiert er sie wegen ihrer verstandesmäßigen Kühle, er sucht das in-

83 Jerusalem (wie Anm. 15), S. 436 f. Vergl. hierzu die zeitgenössische Auffassung Goethes (Poetische Werke und Schriften 1. Bd. Stuttgart o. J., S. 1123): „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion; Wer jene beide nicht besitzt, Der habe Religion.“ (Zahme Xenien IX).

84 Die Mitarbeit Goethes wird recht eingehend in seinen Briefen an Lavater belegt (wie Anm. 37), die in den Jahren vor dessen Herausgabe geschrieben wurden.

85 Obenaus (wie Anm. 3), S. 89, Anm. 64.

nerliche Gotteserlebnis, die Metaphysik wird ihm weit wichtiger als die Ratio. Der trotz aller Enttäuschung immer wieder mit Macht aufflammende Drang nach übernatürlichen Erlebnissen, um auch auf diesem Wege seinen Glauben bestätigt zu bekommen, entfremdet ihn schließlich den Freunden und treibt ihn in die Isolation. Dieser Prozeß hatte schon vor der Reise nach Kopenhagen eingesetzt. Trotz der Warnungen vieler Freunde steckt Lavater aber auch diesmal wieder voller Erwartungen und Zuversicht. Geradezu stolz und bekennerhaft fügt er seinem Namenseintrag in das Besucherbuch vom 4. Juni 1793 hinzu: „auf seiner Hinreise nach Kopenhagen“. Natürlich fehlt die Angabe des Reiseziels: um dort die Botschaften des Himmels, die Lichterscheinungen, zu erleben. Bei seiner mitteilbaren Art dürfte Lavater jedoch auf keinen Fall den Zweck dieser Unternehmung verschwiegen haben. Brabeck bewies dafür zumindest so viel Verständnis oder Toleranz, daß er danach nicht zögerte, Lavaters Porträt unter der Decke des Vestibüls anbringen zu lassen.

Das ist gar nicht so erstaunlich. In den Jahren zuvor war Lavater stark von Friedrich Heinrich Jacobi beeinflusst worden. Auch er verblieb sein Leben lang der Unmittelbarkeit des Gefühls verhaftet und machte deshalb entschieden gegen Lessing und Kant Front. Er pflog auch Beziehungen zur Fürstin Gallitzin in Münster, deren Übertritt zum Katholizismus ihn jedoch tief enttäuscht hatte⁸⁶. Am 2. Juli 1780 weilte Friedrich Jacobi bei Brabeck. Am 7. Januar 1781 trägt sich auch der Bruder Johann Georg in das Besucherbuch ein. Zu der Zeit war er noch Canonicus in Halberstadt. Sein literarisches Schaffen ist ein Spiegel des Zeitalters der Empfindsamkeit. In Freiburg konvertierte er zum katholischen Glauben⁸⁷. Der Kontakt zwischen Brabeck und den Jacobis bestand offensichtlich über einen längeren Zeitraum hinweg; denn am 29. August 1801 weilt „Friedrich August Jacobi aus Düsseldorf“ — wohl Friedrich H. Jacobis Sohn — „mit Charlotte und Helene“ in Söder.

Erwähnt werden muß auch noch ein Besuch von August Ludwig Schlözer am 1. und 2. April 1793. Er war zu der Zeit Professor für Politik und Geschichte in Göttingen und gilt als einer der bedeutendsten Historiker der Aufklärungszeit. Schlözer gab die „Staatsanzeigen“ heraus. Auch hier muß die Verbindung längere Zeit gedauert haben; denn der Braunschweiger Jurist Häberlin, gleichzeitig Rechtsbeistand Brabecks in seinem Prozeß wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät, veröffentlichte in dieser Zeitschrift eine Verteidigung

seines Mandanten. Als Brabeck 1799 seine Schrift an die Angehörigen der Ritterschaft herausgegeben hatte, wollte er mit ihr durchaus Reformen einleiten, doch war ihm die Revolution verhaßt, er bekannte sich zu Schlözers Ausruf „Fluch den Aufrührern“, mit dem dieser 1793 in den „Staatsanzeigen“ die Häupter der Französischen Revolution bedacht hatte⁸⁸.

Waren die Neologen zu Beginn ihres Wirkens sicher Träger des Fortschritts, so zählten sie mit fortschreitender Ausbreitung des Rationalismus später eher zu den konservativen Elementen, und zu dieser Zeit ließ Brabeck Jerusalems Porträtmedaillon anbringen⁸⁹. Allerdings ist der Einfluß des braunschweigischen Abtes auf Brabeck aller Wahrscheinlichkeit nach weit früher anzusetzen. Den mehr Beharrenden lassen sich auch Lavater und die Jacobis zuordnen und bedingt Schlözer.

Auf religiösem Gebiet ist wohl der Kontakt zu strenggläubigen Katholiken nie ganz abgerissen. In Münster wirkte um 1780 Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg, der die dortige Universität gründete, und dem in dem Pater Bernhard Overberg ein „ausgezeichneter Pädagoge und frommer Priester“ zur Seite stand. Er war der „Seelenführer der Fürstin Gallitzin“. Sie ließ am 1. Juni 1800 kommunizierende Kinder für Friedrich Leopold von Stolberg-Stolberg und seine Gemahlin beten, und das gräfliche Paar, das sich innerlich längst dem Protestantismus entfremdet hatte, konvertierte. Mit Ausnahme einer Tochter folgten alle übrigen Kinder dem Glaubenswechsel⁹⁰. Wäre zu diesen Kreisen Brabecks Kontakt völlig abgerissen, wäre schwer verständlich, wie seine Tochter Philippine sich 1814 mit einem der Söhne des Paares hätte verloben sollen. Nach dessen Tode, ihr Bruder Clemens war bereits verstorben, heiratete sie den weit älteren Bruder Andreas von Stolberg-Stolberg, dem sie das gesamte Vermögen Moritz von Brabecks zubrachte.

Überschaut man rückblickend die Beziehungen, die Moritz von Brabeck mit den führenden Geistern seiner Zeit verband, an Montesquieu sei hier erinnert, auf den wegen seiner dominierenden politischen Wirksamkeit nicht näher eingegangen wurde, so wird man Moritz

86 ADB 13. Bd., Leipzig 1881, S. 581.

87 Wie zuvor, S. 590.

88 Obenaus (wie Anm. 3), S. 120.

89 Hirsch (wie Anm. 25), S. 9.

90 Schnürer (wie Anm. 65), S. 270; ADB 36. Bd., Leipzig 1893, S. 363.

von Brabeck nicht länger das Urteil vorenthalten, das Engfer einem Beroldingen trotz seiner starken Hinwendung zur Aufklärung zubilligte: auch Brabeck war eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des hildesheimischen Domkapitels im späten 18. Jahrhundert⁹¹. Eins haben beide sicherlich gemeinsam: Bei der Vielfalt ihrer Beziehungen zu recht verschiedenen Persönlichkeiten haben sie mit einer Gefahr bewußt oder unbewußt leben müssen, jener der Indifferenz.

Wenn hier der Besuch August Wilhelm Schlegels übergegangen wurde, so geschah das aus einer grundsätzlichen Erwägung heraus. Zwar gehört auch er zu den antirationalistischen, das persönliche Erleben betonenden Gegenkräften der Aufklärung, und bei diesem Frühromantiker lassen sich ebenfalls zeitweise Hinneigungen zum Katholizismus nachweisen⁹². Aber der Wunsch, die Galerie kennenzulernen, könnte bei ihm — bei seiner Frau ist das sicher — im Vordergrund gestanden haben. Von Gewicht könnte auch Brabecks Äußerung gegenüber Caroline Schlegel sein, in der er sich als Kunstmann bezeichnete⁹³. Werden dadurch die hier angestellten Überlegungen hinfällig, weil der Besuch Söders allein auf der Anziehungskraft seiner Galerie beruhte und Brabeck selbst sich ausschließlich als ihr Sachwalter fühlte? Mit Sicherheit nicht. Jerusalem war nie dort, und trotzdem ehrte ihn Brabeck mit einem Bildnis. Auch hat Brabeck zuerst Lavater besucht, und bei ihm gab es keine berühmten Gemälde zu bewundern. Warum hat Brabeck nicht einen großen Maler oder berühmten Kunsttheoretiker in das Bildprogramm einbe-

zogen, sondern als dritten den Dichter Horaz und als vierten Montesquieu? An seinen theologischen und philosophisch-literarischen Neigungen kann nicht länger gezweifelt werden. Sie spiegeln sich ebenso in den vier Deckenbildern wie im Freundes- und Bekanntenkreis. Soweit er Goethe nahestand, hat bereits Elfriede Marioth die entsprechenden Namen aus dem Besucherbuch zusammengetragen. Bei diesen nicht gerade unbekannten Namen wiederholen sich die Einträge zuweilen häufiger, so daß auch diesmal nicht anzunehmen ist, die Besucher hätten die mehrmalige Reise nach Söder nur wegen der Galerie unternommen. Auch in diesen Fällen sind persönliche Beziehungen zwischen Schloßherrn und Gästen anzunehmen. Sie namentlich anzuführen erübrigt sich, da die Betreffenden auf die Ideenwelt der Aufklärung praktisch keinen Einfluß nahmen⁹⁴.

91 Engfer (wie Anm. 4), S. 38.

92 Franz Muncker: Art. August Wilh. Schlegel, in: ADB Bd. 31, Freiburg 1890, S. 366.

93 Wie Anm. 67.

94 Elfriede Marioth: Bedeutende Namen aus dem Besucherbuch der Gemäldesammlung des Grafen Moritz Friedrich von Brabeck in Schloß Söder. In: *Alt Hildesheim* 40/1969, S. 63 bis 68. Der Titel ist irreführend. Das Besucherbuch enthält weit bedeutendere Namen als die, die von A. Marioth aufgeführt worden sind. Sie sind auch in diesem Aufsatz keineswegs alle erwähnt. Für A. Marioth waren die Namen dann bedeutend, wenn sie sich irgendwie mit Goethe in Verbindung bringen ließen.